Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1888.

Mai und Juni.

(5. Band; 2. und 3. Heft.)

Inhalt

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Je sechs Hefte bilden einen Band.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft 1886 veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche in den nunmehr vorliegenden zwei Jahrgängen zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue", dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" bildet, beigegeben ist.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Joseph v. Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker.
Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Eduard Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1792–95.
S. Grünberg: Das Volksschulwesen der Bukowina in seiner historischen Entwickelung und seinem jetzigen Stande.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Moritz Ertl: Die österreichische und ungarische Gewerbeinspection.
Heinrich Rauchberg: Zur Geschichte der Bevölkerungsstatistik in der österreichisch-ungarischen Monarchie.
Eugen Gelcich: Das untere Narentathal.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.
Joh. B. Meyer: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Emerich v. Halasz: Das Finanzwesen Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft.
Otto Hermann: Die volksthümliche Fischerei in Ungarn.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Friedrich Simony: Die moderne Touristik in Oesterreich-Ungarn nach ihrer culturellen und hygienischen Bedeutung.
Jakob v. Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
H. J. Bidermann: Zur Ethnographie von Dalmatien.
Karl Lind: Die archäologischen Leistungen in Oesterreich.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Jakob Minor: Die Romantik in Oesterreich.
A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Joseph Karabacek: Papyrus Erzherzog Rainer.
Ferdinand Lentner: Bosnien und die Herzegowina. Staatsrechtlich-statistische Skizze.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

Joseph v. Sonnenfels und seine Schüler.

Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie in Oesterreich von George Deutsch.

Selten hat eine Wissenschaft mit so mannigfachen Hindernissen zu kämpfen gehabt, ehe sie in die Reihe der Universitätsdisciplinen aufgenommen wurde, wie die Kameralwissenschaft. Und das endlich mühsam errungene Terrain wurde ihr von allen Seiten bestritten und verleidet. Ein gerade auf diesem Gebiete nicht gerechtfertigtes Sparsystem der Verwaltung, die Vernachlässigung dieser Wissenschaft und ihrer Pfleger seitens der Curatoren der Hochschulen, Feindseligkeiten der Professoren anderer Fächer, alle diese Umstände hatten sich zusammengefunden, um das neue Studium zu verdrängen. Nur die Ausdauer der Vertreter dieser Wissenschaft und die ihnen von erleuchteten Fürsten gewährte Aufmunterung vermochten die von allen Seiten einstürmenden Hindernisse zu beseitigen und den Boden vorzubereiten, auf welchem die schätzenswerthesten Leistungen gedeihen konnten.

Thomasius war der erste, welcher es unternahm, öffentliche Vorträge über die Kameralwissenschaften in Halle zu halten, und er wählte als Vorlesebuch den „Deutschen Fürstenstaat", ein Werk, welches Veit v. Seckendorf in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zum Unterricht eines Gothai'schen Prinzen verfaßt hatte. Sein Beispiel fand Nachahmung durch Ludwig, welcher im Jahre 1722 zum Kanzler der Universität Halle ernannt worden war und auch das eben erwähnte Buch Seckendorf's als Grundlage seiner Vorträge wählte, und durch Professor Frankenstein in Leipzig, welcher ebenfalls Vorlesungen über die Kameralwissenschaft hielt.

Diese schüchternen Anfänge waren die Frucht des Eifers einzelner Gelehrter, welche für ihre diesfälligen Bestrebungen keinerlei Unterstützung bei den Regierungen fanden. Die Situation wurde erst dann eine günstigere, als sich König Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch die Vorstellungen des Thomasius und Ludwig veranlaßt fand, an seinen Universitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder im Jahre 1727 eigene Lehrkanzeln der Kameralwissenschaft zu errichten und für die erstere den Geheimen Rath Gasser, für die andere den Professor Dithmar zu ernennen. Beide wurden durch die Gunst der Verhältnisse in die Lage gesetzt, besonders fruchtbringend zu wirken. Sowohl durch die von ihnen verfaßten Lehrbücher, welche sich durch eine vorwiegend praktische Richtung auszeichneten, wie auch durch ihre anregenden und gehaltvollen Vorträge wußten sie die Zuhörer für die Wissenschaft zu gewinnen. Dieser Einfluß wurde noch wesentlich durch eine königliche Verfügung verstärkt, vermöge welcher kein preußischer Unterthan auf eine Beförderung im Kameraldienste rechnen durfte, welcher sich nicht mit einem günstigen Zeugnisse eines der genannten Professoren auszuweisen vermochte. Gasser namentlich genoß das besondere Vertrauen seines Landesherrn, er konnte sich rühmen, daß ihm der König seine bei der Errichtung des Lehrstuhls bezweckten Absichten mündlich erklärt und er sich danach bei seinen Vorlesungen gerichtet habe. Friedrich Wilhelm wurde sogar selbst auf die wissenschaftliche Einrichtung dieses Studiums aufmerksam, er ließ sich von Gasser den Plan vorlegen, nach welchem er arbeiten wollte, und bezeigte demselben hierüber sein Wohlgefallen.

Das Vorgehen des Königs von Preußen zog die Aufmerksamkeit der übrigen deutschen Fürsten auf sich und nach und nach wurden auf den meisten deutschen Universitäten Lehrstühle für die Kameralwissenschaft errichtet.

Der österreichischen Regierung gebührt das Verdienst, unter den ersten gewesen zu sein, welche das Studium der Kameralwissenschaft einführten; es erklärt sich dies aus der scharfsichtigen Fürsorge, welche die Kaiserin Maria Theresia der geistigen und materiellen Hebung ihrer Länder zuwendete. Diese erhabene Frau ermunterte die Gelehrten durch Belohnungen und was noch weit mehr ist, durch Aufmerksamkeit und Achtung und durch einen unschädlichen Grad von Freimüthigkeit, welchen sie ihnen einräumte, und ohne den es unmöglich ist, Wahrheit und Würde aufrecht zu erhalten.

Der erste, welcher in Wien die Kameralwissenschaft lehrte, war der berühmte „Kameralpolygraph“ Johann Heinrich Gottlob v. Justi,

welcher im Jahre 1754 als Lehrer des Faches am adeligen Collegium Theresianum mit vielem Beifall wirkte, allein durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen den Posten nicht lange behielt, sondern bald von demselben wieder zurücktrat. Nach ihm lehrte der Jesuit Franz Pierer an der genannten Anstalt als ordentlicher Professor die Staatskunde und gab auch im Jahre 1772 einen „Versuch einer historischen Staatskunde" heraus; er wurde später infulirter Propst und Domherr zu Raab in Ungarn. Im Jahre 1769 bestieg Karl v. Zallinger, geboren zu Wien am 2. September 1746, den Lehrstuhl der politischen Wissenschaften sowohl am Theresianum, als an der Savoy'schen Ritterakademie, und gab in demselben Jahre eine Abhandlung über die Ungleichheit der ländlichen Abgaben in Form eines Schreibens an einen Adeligen heraus. Durch diese Schrift zog er sich mächtige Gegner zu und, obwohl dieselbe ohne Nennung seines Namens erschienen war, wurde er zur persönlichen Verantwortung gezogen. Er vertheidigte sich, sprach und schrieb aber mit mehr Freimüthigkeit als Vorsicht, und wurde im Jahre 1770 vom Lehramte entsetzt. Erst sechs Jahre später wurde er zum beständigen Secretär der ökonomischen Gesellschaft ernannt, und ein Jahr hierauf erhielt er die ordentliche Professur der Landwirthschaftslehre an der Wiener Universität.

Eine wichtige Ergänzung erhielt das Studium der Kameralwissenschaft durch die Bergschule zu Schemnitz in Ungarn, welche im Jahre 1760 von der Kaiserin Maria Theresia errichtet wurde. Die Anstalt hatte ausgezeichnete Kräfte in ihrem Lehrpersonal. Christoph Traugott Delius, geb. zu Wallhausen in Thüringen 1730, wurde Bergrath und Professor in Schemnitz 1763, schließlich Hofrath und Referent des Bergwerks- und Münzdepartements in Wien und starb auf einer Reise zu Florenz. Die von ihm herausgegebene Anleitung zur Bergbaukunst wurde auch in das Französische übersetzt. Nikolaus Joseph Jacquin, geb. zu Leyden in Holland 16. Februar 1727, wurde Professor der Chemie, Berg- und Hüttenkunde in Schemnitz, der Chemie an der Universität Wien, erhielt unter der Kaiserin Maria Theresia den Adelstand, 1806 den Freiherrnstand, und schied am 26. October 1817 aus diesem Leben; er veröffentlichte zahlreiche Schriften. Thaddäus Peithner, geb. zu Gottesgab in Böhmen am 8. April 1727, wurde Professor des praktischen Bergbaues und Bergrechtes in Schemnitz 1772, Hofcommissionsrath 1775, Hofrath der montanistischen Hofkammer, erhielt den Ritterstand mit dem Prädicat „von Lichtenfels" 1780 und die Aufsicht über die österreichischen Bergwerke 1791; er starb zu Wien am 22. Juni 1792. Derselbe war ein sehr verdienter

Schriftsteller auf dem Gebiete des Bergwesens und seiner Geschichte. Nikolaus Poda v. Neuhaus, Mitglied der Gesellschaft Jesu, geb. zu Wien 1724, lehrte in Schemnitz sechs Jahre hindurch die Markscheidekunst und Bergwerksmechanik, veröffentlichte Schriften über Botanik und Mechanik in deutscher und lateinischer Sprache. Johann Anton Scopoli, geb. zu Cavalese in Südtirol 1723, lehrte in Schemnitz Chemie, Mineralogie und Metallurgie, ging als Professor der Chemie und Botanik an die Universität Pavia und starb daselbst 1787; von ihm rühren zahlreiche botanische Schriften her.

Von wichtigen Folgen und ausgebreitetem Nutzen war die Errichtung eines Lehrstuhls der Kameralwissenschaft an der Wiener Hochschule, welche dem nachmals so berühmt gewordenen Joseph v. Sonnenfels übertragen wurde.

Sonnenfels wurde im Jahre 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren. Sein Vater, Perlin Lippmann, ein geborener Berliner, trat mit seinen Söhnen Joseph und Franz vom Judenthum zur katholischen Kirche über und nahm nunmehr den Namen Alois Wiener an. Er und seine Kinder fanden an dem Fürsten Dietrichstein, dem Besitzer von Nikolsburg, ihren Wohlthäter. Joseph studirte bei den Piaristen in Nikolsburg, lernte aber hier wenig mehr, als ihn ein glückliches Gedächtniß behalten ließ; nach Vollendung der Humanioren war er in der lateinischen Sprache wenig bewandert und kannte die Classiker nur aus den Abschnitten, welche in den Schulbüchern enthalten waren. Blos eine Ausgabe des Virgil hatte er zum Geschenk erhalten und kannte den Dichter auswendig in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes, denn in den Geist desselben einzudringen verstand er nicht. Die philosophischen Studien vollendete er in Wien, wohin sein Vater übersiedelt war, und galt Joseph im Alter von 13 Jahren nach den damaligen Anschauungen für einen der besten Studenten. Im Jahre 1746 wurde sein Vater in Würdigung seiner Verdienste als Lehrer der hebräischen Sprache und hebräischer Dolmetsch mit dem Prädicat „von Sonnenfels“ in den Adelsstand erhoben.

Joseph von Sonnenfels, anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, blieb bis zu seinem 16. Jahr ohne Beschäftigung, bis er den Entschluß faßte, Soldat zu werden. Er rückte in Klagenfurt in das Regiment Deutschmeister ein und brachte es in fünf Dienstjahren zum Unterofficier. Immer erinnerte sich Sonnenfels der Wohlthaten, welche ihm der Oberst Freiherr v. Laßwitz und der Hauptmann Freiherr v. Elvenich erwiesen hatten; überhaupt blieb ihm die Erinnerung an seine militärische

Dienstzeit stets eine angenehme. Er selbst sagt hierüber: „Der Soldat ist, wenn sich die Exercierzeit naht, das geplagteste, zur Winterszeit aber, besonders in kleinen Garnisonen, das unbeschäftigtste Wesen von der Welt. Die lange Weile flüsterte mir den Einfall zu, ich könnte den leeren Raum anwenden, etwas von dem Versäumten nachzuholen. Ich folgte diesem Einfall und lernte von französischen Deserteuren, die als Recruten ankamen, französisch; von Deserteuren, die aus Italien bei dem Regiment anlangten, italienisch; von den Mädchen zu Sobotka und Jungbunzlau böhmisch. Ich las, was ich nur zu Händen kriegen konnte und bildete mir nach dem, was ich las, einen Styl; so schrieb ich französisch im Tone des Le pays, und schrieb eine deutsche Prosa nach Lohenstein und Klipphausen, und machte Verse, die Hofmannswaldau nicht schwülstiger und metaphorenreicher hätte machen können. Ich verwahre noch einige Briefe, worin ich Talandern und Neukirchen zu Mustern gehabt habe, denn diese Schriftsteller hatte ich mit großer Mühe aufgetrieben. Ein gutes Buch war damals noch nicht ein nothwendiges Geräthe des Officiers, und in dem ganzen Kreisstädtchen, wo meine Compagnie einquartiert war, hatte ich allein bei dem Kreishauptmann und einem Maler einige Bücher gefunden, die aber meistens von der Alchimie handelten, worin es die Beiden sehr weit gebracht hatten. Indessen las ich, was ich zu Händen bekommen konnte und das mochte immer besser sein, als womit sonst der junge Legionär seine Zeit zu vertreiben pflegt. Endlich war ich meiner Wache, meiner Zehnkreuzerlöhnung und der Ehre, ein vortrefflicher Exercierer zu heißen, satt und kam aus Hungarn, wohin das Regiment inzwischen verlegt worden, nach Wien. Die Angelegenheiten meines Vaters hatten während meiner Entfernung eine günstigere Wendung genommen. Er konnte mich nun wenigstens mit Kost und Wohnung unterstützen; also bewarb ich mich um meine Entlassung, die ich der Vermittlung der Fürstin Trautson und dem Oberstallmeister Grafen Dietrichstein zu verdanken hatte. Die fünf Jahre meines Soldatenstandes hatten meiner Denkensart, wenn ich sagen darf, einen Ton gegeben; ich war nunmehr einer Ueberlegung, eines Entschlusses, einer Beharrlichkeit fähig; ich fing an, mich mit Ernst auf die Jura zu werfen, gerade im Jahre, wo die Studien im neuen Universitätshause eingeführt wurden."

Von seinen Professoren in den juridischen Studien gefiel ihm am besten Martini, den er mit folgenden Worten charakterisirt: „Ich empfing von ihm Beweise, daß ich ihm als Schüler nicht mißfiel. Ich bin Martini die Gerechtigkeit zu gestehen schuldig, daß sein gedrängter,

überzeugender Vortrag mich zuerst wahrhaft denken gelehrt, und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorlesungen nicht ganz vermißt wird, so habe ich es viel dem Unterrichte dieses Mannes zuzuschreiben, der dem Staate so viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm ansehnliche Aemter bekleiden und durch ihre Geschicklichkeit ihren Lehrer ehren."

Bei seinem emsigen Studium der Rechte hatte Sonnenfels eine Lehrkanzel in diesem Fache als Ziel im Auge. Nebenbei aber wohnte er den Vorlesungen bei, welche sein Vater in seiner Wohnung für verschiedene Ordensgeistliche über die hebräische Sprache hielt. Weil er in dieser Sprache schnelle Fortschritte machte, so unterrichtete ihn sein Vater auch in der rabbinischen Sprache und las mit ihm „Jad chasaka", das beste Werk des berühmten Maimonides. Sonnenfels versuchte sich auch als Schriftsteller auf diesem Gebiete, indem er eine Abhandlung über die biblische Erzählung von der Ehebrecherin schrieb, welche dem von seinem Vater herausgegebenen „Prodromus controversiae" vorgedruckt wurde. Auch wurde er Adjunct seines Vaters, welcher die Stelle eines hebräischen Dolmetsch bei der niederösterreichischen Regierung bekleidete. Um sich in der Rechtspraxis auszubilden, arbeitete er zwei Jahre bei dem Geheimen Rath und Hofrath der obersten Justizstelle Grafen Hartig. — Ein Zufall gab seiner Verwendung eine ganz andere Richtung. Als Soldat hatte er wenigstens so viel zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die österreichische Mundart nicht die feinste sei, und er hatte sich während der fünf Jahre seiner Dienstzeit eine eigene gebildet, nun wollte er dieselbe corrigiren. Er scheute die Mühe nicht, die deutsche Sprachlehre zu studiren. Nachdem er diese Arbeit überwunden hatte, wollte er gute deutsche Muster kennen lernen und ging zu diesem Zweck in die Hofbibliothek. In einem Bande der „Briefe über die neueste Literatur" fand er in einer Abhandlung von Engelhard den Ausspruch, daß Oesterreich auch nicht Einen erträglichen Schriftsteller aufzuweisen habe. Diese Zurücksetzung seines Vaterlandes kränkte ihn und erweckte in ihm den Entschluß, dieser Schriftsteller und — noch mehr zu werden. Er ließ alle bisherigen Studien beiseite liegen und warf sich ganz auf die deutsche Literatur. Sein ursprünglicher Vorsatz war, so lange im Stillen zu arbeiten, bis er mit einer ganz untadelhaften Arbeit aufzutreten im Stande sein würde. Allein diese Absicht wurde durch den Umstand vereitelt, daß er von dem Regierungsrath und Professor in Freiburg, Joseph Anton Ritter v. Riegger, aufgefordert wurde, der „Deutschen

Gesellschaft" beizutreten. Die von ihm in dieser Gesellschaft gelesenen Reden „von der Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten" und auf „Maria Theresia" wurden nebst anderen kleineren Arbeiten gedruckt und diese schriftstellerischen Versuche von der Berliner und Leipziger Kritik lobend hervorgehoben. Dieser Erfolg machte ihm Muth, sich um die deutsche Lehrkanzel in Wien zu bewerben; sein Gesuch wurde aber mit der Motivirung abgewiesen, daß dieselbe bereits besetzt sei, obwohl sie von einem Manne versehen wurde, welcher in der Botanik besser bewandert war, als in der deutschen Literatur, und in drei Vorlesungen mit dem wichtigen Thema nicht fertig werden konnte, ob c wirklich ein deutscher Buchstabe sei. Auch andere Versuche, eine Existenz zu erlangen, glückten nicht; endlich erreichte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der Arcierengarde, und hier gelang es ihm, die Gunst des ersten Lieutenants, Freiherrn v. Petrasch, zu gewinnen. „Ich war von diesem Manne", sagt Sonnenfels, „nicht als ein Untergeordneter, ich war als ein Mensch von Verwendung und Fähigkeit aufgenommen und bald von ihm und seiner würdigen Gemahlin in einer Weise behandelt, welche mich das Unangenehme des Amtes, das mir die Noth aufgedrungen, ganz vergessen ließ. Ich war in dem Schooße dieser liebenswürdigen Familie einer der Ihrigen, ein Freund der Eltern, ein Bruder der Kinder, der ihre Liebe sich selbst gegeben hatte. Das Geständniß ist eine Pflicht, aber diese Pflicht zu erfüllen, ist für mich ein Vergnügen, daß ich diesem Hause, diesem Manne größtentheils mein Glück schulde; seine warme thätige Freundschaft bewarb sich überall für mich, suchte mir überall Gönner, leitete mich in allen Vorfällen durch seinen Rath, bemühte sich beständig, die Gelegenheit zu vervielfältigen, wodurch ich bekannt werden möchte. In diesem Hause schrieb ich meine Rede auf Marien Theresien, in diesem Hause las ich sie in einer zahlreichen Gesellschaft von Männern, die Petrasch seines Günstlings wegen eingeladen hatte. Durch Petrasch wurde ich unter Anderen an den Freiherrn v. Borie empfohlen, der damals noch Staatsrath war, bei dem verwendbare Leute jederzeit eine leutselige Aufnahme und Unterstützung erwarten durften. Die Art, wie ich mich bei diesem Staatsmann einführte, war eine eigenthümliche. Ich kam nicht selbst, ich schrieb an ihn einen freimüthigen Brief, der mir Zutritt bei ihm verschaffte, dem ich meine Hochachtung und Dankbarkeit widme, da mein Wohl sein Werk ist. Er gab sich die Mühe, welche sich Männer in einer gewissen Stellung so selten geben, und die doch für den Staat vielleicht der wichtigste Dienst ist, den sie ihm zu leisten vermögen: die Anlage eines jungen Menschen auszuforschen und zu beurtheilen, wozu

er geeignet sein dürfte. Er schlug mich zu dem politischen Lehramt, so ich bekleide, vor."

Ueber die Erlangung der Lehrkanzel spricht sich Sonnenfels in folgender Weise aus: „Ich habe dieses Lehramt nicht gesucht, ich habe dazu den Ruf erhalten, ich habe mich bestrebt, diesen Ruf durch eine Probearbeit zu rechtfertigen, welche mit dem Beifall aller Hofstellen, bei denen sie zur Beurtheilung umlief, beehrt wurde; ich erhielt darauf eine Belobung und das Anstellungsdecret. Aber, um meine Besoldung zu erhalten, ging es mir mißlich. Das politische Lehramt hub mit mir an, es hatte also nicht, gleich den übrigen Lehrämtern der Universität, seinen bestimmten Gehalt; da ich nun darum anlangte, erhielt ich, der nach abgelegtem Beweise seiner Fähigkeit zu dem Amte mit einer Belobung angestellt worden, der nach der Einrichtung der hiesigen Lehrämter kein Honorarium von seinen Zuhörern empfängt, in einem Lande, wo es Secretärsdienste mit 2000 bis 3000 fl., wo es Kanzellisten giebt, die auf 1000 Thaler Einkommen zählen, 500 Gulden, das ist nach dem Preise, wie man in Wien lebt, nach Abzug der auf das sparsamste berechneten Hausmiethe, Holz, Licht und solcher Bedürfnisse, gerade noch auf eine gesalzene Wassersuppe für mich und meine Frau. Das war in der That vorgesorgt, daß mich die Verdauung ja nicht im Studiren hindern möchte. Ich will ihn nicht nennen, den, von welchem dieser liebevolle Vorschlag ausging; aber ich nenne denjenigen mit Freuden, welcher die Unbilligkeit desselben der Monarchin vorstellte und mir 1200 Gulden, um wenigstens gegen die Noth gesichert zu sein, zuwege brachte. Es war der damalige Referendar des Staatsrathes, Freiherr von König, dem ich durch nichts Anderes bekannt war, als durch meine Verwendung, an den ich keine andere Empfehlung hatte, als die Billigkeit. Hier war ich nun auf einem Platze, welcher zwar meiner Neigung am meisten entsprach, an dem ich meinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leisten konnte, aber an dem ich auch durch meine Freimüthigkeit bald eine Legion Widersacher — diese Benennung ist zu gelinde, Feind ist das wahre Wort — erwerben konnte, wirklich erweckte."

Sonnenfels bestieg den Lehrstuhl an der Wiener Universität am 21. November 1763 mit einer Rede „über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geschäften". Schon dieser Titel war hinreichend, alle jene Herren wider ihn aufzubringen, die für eine andere als maschinenmäßige Erledigung der Staatsgeschäfte kein Verständniß besaßen. Von diesem Augenblicke an wurde Sonnenfels als

ein Neuerer angesehen. Die Sätze, welche Kees im Jahre 1767 an der Wiener Universität vertheidigte, hätten Sonnenfels bald um den Lehrstuhl und um alles gebracht. Feinde und Neider waren vorhanden, man wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um einen öffentlichen Angriff in Scene zu setzen, und diese Thesen wurden hierzu ausersehen. Sonnenfels wurde der Monarchin als ein Spötter der Religion, als ein Beleidiger der Majestät und als ein Verführer der Jugend geschildert. Die Sache wurde unterdrückt, man erkannte die Bosheit seiner Anhänger, und Sonnenfels, statt unterdrückt zu werden, wurde in der Folge belohnt, er erhielt den Titel eines k. k. Rathes.

Wesentlich beschäftigte sich Sonnenfels mit der Abschaffung der Tortur und der Aufhebung der Todesstrafe. Maria Theresia hatte statt der aus den letzten Zuckungen des Faustrechts stammenden „Carolina" einen eigenen Strafcodex, die „Theresiana", compiliren lassen, welcher aber noch immer mit den empörendsten Darstellungen aller der Martergrade versehen war, die manchem Unschuldigen ein Geständniß dessen erpreßten, was er nie beging und die das verhärtete Laster nur verhöhnte. Sonnenfels erzielte in diesem Kampfe den glänzendsten Erfolg. Nach seiner eigenen Mittheilung war der Vorgang folgender: Die Kaiserin Maria Theresia hörte, daß Sonnenfels fortwährend von der Lehrkanzel herab gegen die Tortur spreche und ließ ihm sagen, „er solle aufhören, so anzüglich zu reden, weil er sonst entfernt werden müsse". Sonnenfels sagte dem Ueberbringer dieser Nachricht, „er lasse Ihre Majestät bitten, sie solle ihm die Gnade gewähren, einen Vortrag über den Gegenstand machen zu dürfen". Die Kaiserin gewährte die Bitte und bestimmte einen Tag zur Audienz. Als Sonnenfels in den Audienzsaal getreten war, ließ sich die Kaiserin auf einen Sessel nieder und Sonnenfels begann — nach damaliger Hofsitte auf einem Knie ruhend — den Vortrag. Die Kaiserin bemerkte, daß ihm diese Stellung beschwerlich sei und sagte zu ihm: „Kniee Er sich näher zu mir und lege Er seine Schriften auf meinen Schooß." Sonnenfels kam diesem Auftrag nach und hielt mit seiner bekannten Rednergabe einen glänzenden Vortrag für die Abschaffung der Tortur. Am Schlusse dieses Vortrages traten der von demselben tief ergriffenen Kaiserin Thränen in die Augen, und in diesem Augenblicke vergaß Sonnenfels die Hofsitte, erhob sich und sprach mit Begeisterung die Worte: „Wenn Europa diese Thränen in den Augen der größten Monarchin unserer Zeit gesehen hätte, so würde es keinen Augenblick zweifeln, daß die Tortur in Oesterreich sogleich abgeschafft wird." Die Kaiserin trocknete

die Thränen, legte die Hand auf des Redners Schulter und sagte: „Laß Er's gut sein, die Tortur wird abgeschafft." Und das kaiserliche Wort ging in Erfüllung; am 1. Januar 1776 wurde die Tortur ganz aufgehoben und die Todesstrafe auf die größten und gefährlichsten Verbrechen beschränkt.

Die von Sonnenfels an der Wiener Universität gehaltenen Vorlesungen blieben in den ersten Jahren nicht unbemerkt. Gebler, der damals Hofrath war, suchte ihn kennen zu lernen, und diese Bekanntschaft verschaffte Sonnenfels seine Freundschaft, seine Unterstützung. Gebler war inzwischen zum Staatsrath ernannt, und er war es, welcher die Bestrebungen des Sonnenfels als Lehrer der Kaiserin zur Kenntniß brachte, und der oft, wenn verkannte oder vernachlässigte Grundsätze, welche sein Beruf ihn entwickeln ließ, Verfolgungen nach sich zogen, für ihn eintrat; er hatte den größten Antheil an den Belohnungen, mit welchen die Monarchin ihren Beifall über den später zu erwähnenden ersten Theil der „Grundsätze" bezeigte und ihn zur Fortsetzung dieses Werkes ermunterte. Auch der Statthalter Graf Seilern war sein Gönner. Er war sein Fürsprecher bei der Kaiserin, würdigte ihn eines näheren Zutrittes in seinem Hause, und Sonnenfels hatte Ursache, die Stunden, welche er in Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mannes zuzubringen das Glück hatte, zu den angenehmsten seines Lebens zu zählen.

Trotz seiner akademischen Thätigkeit und seiner ausgedehnten schriftstellerischen Beschäftigung fand Sonnenfels noch Zeit, im Jahre 1777 die Redaction der „Wiener Realzeitung" zu übernehmen.

An Auszeichnungen fehlte es Sonnenfels unter Maria Theresia nicht. Nach einer längeren Thätigkeit im Lehramte wurde er Regierungsrath, 1779 Hofrath und Beisitzer der Studien- und Censurcommission, sowie der Hofcommission in Gesetzsachen, bei welch' letzterer er zum Vicepräsidenten ernannt wurde.

Die Reformen Joseph II. waren einem Manne von der Freimüthigkeit eines Sonnenfels nur gelegen und erwünscht gekommen. Im Vereine mit van Swieten nahm er den regsten Antheil an der Umgestaltung und Leitung des Studienwesens. Der Kaiser übertrug ihm die Verbesserung der „Geschäftssprache". Die über seinen Antrag erflossene kaiserliche Verordnung vom Jahre 1785 und die an der Wiener Hochschule errichtete Lehrkanzel der Geschäftssprache, für die er als Leitfaden sein Buch „über den Geschäftsstyl" vorlegte, sind nach den Worten der „österreichischen Nationalencyklopädie" als der Zeit-

punkt anzusehen, von welchem an die Geschäftssprache in den österreichischen Kanzleien überhaupt sich immer mehr veredelte und namentlich die erflossenen Patente, durch seine Feder berichtigt, sich mit der vollkommenen Sprachrichtigkeit, der edlen Einfachheit und der majestätischen Erhabenheit aussprachen, welche überall der Gesetzgebung zukommt, wenn sie auch durch die äußerliche Form Ehrfurcht und Folgsamkeit gebieten will.

Die nach dem Tode des Kaisers Joseph in Oesterreich eingetretene Wandlung verbitterte das Alter des Sonnenfels. Da er sonst keine Gelegenheit — höchstens unter Freunden, die ihn zeitweilig besuchten — hatte, seinem Groll Luft zu machen, benützte er die Anlässe, welche die Akademie der Künste ihm darbot, um sich seinen Schmerz über die mannigfachen Enttäuschungen, welche er erlebte, von der Seele zu reden. Zu seinen wichtigsten Arbeiten auf legislativem Gebiete gehört in dieser Zeit das Strafgesetz über schwere Polizeiübertretungen, welches von 1803 bis 1853 geltend war.

Die Auszeichnungen fanden eine fortwährende Vermehrung. Im Jahre 1804 erhielt er als ein besonderes Zeichen der kaiserlichen Zufriedenheit das Kleinkreuz des St. Stephansordens; 1806 vom Magistrat der Stadt Wien mittelst eines in sehr ehrenvollen Ausdrücken abgefaßten Diploms das Bürgerrecht; 1810 wurde er Präsident der Akademie der bildenden Künste. Auch hatte er vom Könige von Preußen den rothen Adlerorden, vom Könige von Dänemark das Commandeurkreuz des Danebrogordens erhalten; die Akademie der schönen Künste zu Mailand und die Akademie der Wissenschaften zu Erfurt zählten ihn zu ihren Mitgliedern; das ihm von der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia ertheilte Diplom konnte erst seiner Witwe eingehändigt werden.

Obgleich Sonnenfels durch den St. Stephansorden zur Führung des Freiherrntitels berechtigt war, gebrauchte er denselben nie; wenn er in einigen Schriften als Baron angeführt ist, so beruht dies auf einer Verwechslung mit seinem Bruder Franz Anton, welcher Hofrath bei der Commerzstelle in Wien war und den Freiherrnstand erhalten hatte.

Sonnenfels blieb bis in die letzten Jahre seines Lebens stets voll Geist und heiteren Muthes und hatte immer die Förderung des öffentlichen Wohles im Auge. Am 25. April 1817, in seinem 85. Lebensjahre, ging er in das Jenseits hinüber und wurde auf dem Wiener Friedhofe zu St. Marx beigesetzt; sein Grab ist aber nicht mehr zu

finden. Die Neuzeit hat das Andenken des merkwürdigen Mannes auch äußerlich geehrt; in Wien ist seit dem Jahre 1867 seine Statue auf der Elisabethbrücke aufgestellt, und an seinem Sterbehause in der Wiener Wollzeile ließ der volkswirthschaftliche Verein im Jahre 1867 eine Denktafel anbringen. In Wien und Brünn erhielten auch Gassen nach ihm den Namen. Trotz seiner Thätigkeit hinterließ er ein nur unbedeutendes Vermögen; nach Wurzbach betrug der ganze Erlös seiner Habseligkeiten blos 3000 Gulden Wiener Währung; die Decoration des Stephansordens wurde im Nachlaß vermißt, man vermuthet, daß einer seiner Verehrer das übrigens materiell nicht werthvolle Kreuz sich zugeeignet habe.

Eine interessante Charakteristik von Sonnenfels lieferte der Wiener Buchhändler und Schriftsteller Gräffer, welcher ihn noch persönlich gekannt hatte und viel für seine gerechte Würdigung thätig war. Er sagt: „Unser Montesquieu und noch etwas mehr: Sonnenfels! Ein Inslebengreifer, Durchslebengreifer, Alles aus und durch sich selber. Was Lessing für Hamburg und Deutschland, war er für Wien und die Monarchie. Verjager der Inhumanität, des Ungeschmacks, des Rococo, der Folter, des Hannswurst, Reformator der Schrift- und Geschäftssprache, Administrationsgenie, Bildner unserer berühmtesten Staatsdiener und Lehrer. Seine dreibändigen Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz: sieben Auflagen. Das Diplom als Mitglied der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia findet nur noch die Witwe. Hormayer wird es statt Sonnenfels. Derselbe, der den Impuls zur Folterabschaffung stets für seinen Vater vindicirte. Kaiser Franz läßt der Witwe die ganze Besoldung als Pension. — Sonnenfels hatte ein ausdrucksvolles, ansprechendes Gesicht. Das Porträt bei seinem Handbuche der inneren Staatsverwaltung ist treu. Man sieht das bewegliche Mienenspiel des kleinen, beweglichen Mannes. Die eine der auf ihn geprägten Gedächtnißmünzen ist nicht gut, sie sperrt den Mund zu weit auf. Allerdings sprach er viel und gern; er hörte sich gern reden."

Die Thätigkeit Sonnenfels' als Lehrer und Schriftsteller auf volkswirthschaftlichem Gebiete wurde und wird sehr verschieden beurtheilt. Es seien hier einige der markantesten Beurtheilungen herausgehoben.

Der österreichische Professor Ignaz de Luca, von welchem später die Rede sein wird, sagte im Jahre 1778: „Mit dem Jahre 1765 erschien der erste Theil von dem Sonnenfelsischen Vorlesebuch, 1768 der zweite und 1776 der dritte. Wer in der Geschichte der Staatswissen-

schaft nur in etwas bewandert ist, dem die ältesten und neuesten Schriften in diesem Fache bekannt sind, muß Sonnenfelsen zugestehen, daß er in den politischen Wissenschaften eine der wichtigsten Epochen macht. Bis auf ihn vermißten wir in diesen Wissenschaften immer ein richtiges System. Die Aufhebung der Tortur wurde von ihm veranlaßt, und er sprach eher von der Aufhebung der Tortur und Abschaffung der Todesstrafe, ehe das berühmte Werk von Verbrechen und Strafen an das Licht trat. Beccaria wurde der Bestätiger dessen, was Sonnenfels zwei Jahre vor ihm sagte und schrieb. So viele Bösewichte, welche die Tortur aushielten, das Beispiel manches Staates, wo die peinliche Frage verbannt wurde, alles dieses erregte Aufmerksamkeit auf die Tortur, man fing auch bei uns an, zu untersuchen, ob die Tortur ein billiges und zuverlässiges Mittel sei. Im Jahre 1775 wurde zu Zürich in der Schweiz Sonnenfelsens Votum, so er bei der niederösterreichischen Regierung wieder die Tortur gab, gedruckt. In diesem Votum wird die Tortur noch in einigen Fällen zugelassen. Die Monarchin aber hob sie durchaus auf. Und so dürften in der Folge mehrere Sätze Sonnenfelsens, die man für den Staat so schädlich fand, in die Ausübung gebracht werden."

Ein ungenannter deutscher Schriftsteller schrieb im Jahre 1789: „Unter allen deutschen Schriftstellern hat unstreitig dieser vortreffliche Mann, auf den ganz Wien stolz sein darf, die größte Epoche gemacht; denn alle deutschen Kameralschriftsteller vor und nach Sonnenfels haben dieser Wissenschaft kein so geschmackvolles Gewand und keine so feine Politur in der Sprache gegeben. Wäre dies auch das einzige Verdienst seiner Schriften, so wäre es schon groß genug, ihm einen vorzüglichen Rang unter den deutschen Kameralisten anzuweisen; allein auch die inneren Vorzüge, die Gründlichkeit im Vortrag, die Deutlichkeit in Entwickelung auch der dunkelsten Begriffe, ja selbst die Originalität in vielen seiner Meinungen zeichnen sich in seinen Werken aus. Sein größtes Verdienst ist, daß auf sein Zuthun und durch sein Beispiel auf allen k. k. hohen Schulen geschickte Zöglinge dieses würdigen Mannes als Lehrer der Kameralwissenschaften aufgestellt wurden, die nun mit vereinten Kräften die Grundsätze dieser Wissenschaft immer mehr auszubreiten suchen."

Ein Artikel der „Oesterreichischen Nationalencyklopädie" vom Jahre 1836 spricht sich über Sonnenfels in folgender Weise aus: „Ohne von den Vorzügen der Geburt, ohne von Glücksgütern, ohne von dem Geiste seines Zeitalters und seiner Umgebungen begünstigt

zu sein, wurde er durch angeborene Naturgaben und eifrige Verwendung alles aus sich selbst, er verbreitete im steten Kampfe mit den Vorurtheilen und der Scheelsucht der Unwissenheit immer Licht und Wahrheit um sich her, und aus mannigfaltig bedrängten Jugendjahren schwang er sich endlich zum ruhmvollen Lehrer und zu den ansehnlichsten Würden und Ehren des Staates empor. Durch sein Wirken und eifriges Streben ist ohne Zweifel in Wien und der österreichischen Monarchie geistige Bildung früher entwickelt und schneller verbreitet worden, als der nur immer sachte fortschreitende Geist der Zeit es vermocht hätte. Ihm verdankt Oesterreich die ersten bedeutenden Verbesserungen der Schrift- und Geschäftssprache. Von dem Bewußtsein und dem Muth der guten Sache beseelt, hatte Sonnenfels sich nie durch Hindernisse abschrecken lassen und sich zum Wahlspruch gemacht: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito." Dabei war er so glücklich, daß einige würdige Staatsmänner seinen Fähigkeiten und Absichten Gerechtigkeit widerfahren ließen und die große Maria Theresia ihn unmittelbar in Schutz nahm. Schon in zwei Jahren, nachdem er das Lehramt der Staatswissenschaften übernommen, gab er seine „Grundsätze der Polizey-Finanz- und Handlungswissenschaft" heraus, zu denen er sich wieder selbst die Bahn brechen mußte, und obschon die Staatswissenschaften damals kaum den Grenzen nach bestimmt waren und er außer den wenigen Vorgängern, Justi, Melon und Forbonnais, fast kein Muster hatte, so legte er doch ein so umfassendes und zusammenhängendes Lehrbuch vor und vervollkommnete dasselbe in den späteren Auflagen so sehr, daß es auch bei mehreren auswärtigen Lehranstalten als Leitfaden zu Grunde gelegt wurde. Wenn die Staatsverwaltungslehre seitdem einen weit höheren Aufschwung genommen hat und eigentlich erst durch Adam Smith und seine Schüler Canard, Say, Ganilh, Soden und Rau zu einer auf bestimmte Grundsätze und sichere Berechnungen gebrachten Wissenschaft erhoben worden ist, hinter welcher alle früheren Arbeiten weit zurücktreten, so bleibt es immer ein dauerndes Verdienst von Sonnenfels, zuerst Ansichten und Begriffe in der schweren und allen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft so naheliegenden Wissenschaft der Staatsverwaltung entwickelt und nicht wenig zur Bildung der vorzüglichsten Staatsbeamten Oesterreichs beigetragen zu haben. Das Lehramt der politischen Wissenschaften führte Sonnenfels auf den Weg, in die Entscheidungen der Staatsverwaltung oft heilsam einzuwirken und endlich selbst in das Heiligthum derselben einzutreten. Der edle Eifer, mit

dem er den Gebrauch der Folter bekämpfte, und endlich die Abschaffung derselben bewirkte, ist ein ehrenvolles, unsterbliches Denkmal, das er sich in der Geschichte der Menschheit und in der österreichischen Gesetzgebung errichtet hat. Alle seine Schriften beweisen seinen, bei jedem Anlaß rege gewordenen Eifer für das Beste des Staates, die Ehre der Nation und den Glanz des Thrones. Er hat damit mehr den Ruhm, gemeinnützig zu werden, als einer classischen Unsterblichkeit, gesucht und dadurch nur umsomehr den Dank seiner Zeitgenossen verdient. Sonnenfels ist nach der Bezeichnung eines seiner größten Verehrers „Oesterreichs Montesquieu". Nie wird Oesterreich des Lehrers so vieler seiner wichtigen Staatsmänner und Professoren vergessen können, wenn er gleich kein öffentliches Monument hat."

Das von Wurzbach herausgegebene „Biographische Lexikon des Kaiserthum Oesterreichs" enthält in dem im Jahre 1877 erschienenen 35. Bande folgende Bemerkungen über Sonnenfels: „Unantastbar und verhältnißmäßig am verdienstvollsten steht Sonnenfels da als Lehrer an der Wiener Hochschule, an welcher er durch das lebendige Wort und durch Schriften nahezu ein Vierteljahrhundert gewirkt. Wer nur einigermaßen in der Geschichte der Staatswissenschaft bewandert ist, muß Sonnenfels unter allen Umständen die Stelle anweisen, die ihm gebührt. Es handelt sich weniger darum, ob er in seinen Ansichten selbstschöpferisch, als vielmehr um die Thatsache, daß er in dieser Richtung in Oesterreich bahnbrechend auftrat. Er selbst schmückte sich ganz und gar nicht mit fremden Federn, sondern nannte in seiner an die Kaiserin gerichteten Eingabe, auf die Aufforderung, den Plan seiner Vorträge vorzulegen, die Quellen, welche seine Führer waren, ihm die allgemeinen Grundsätze borgten. Was seinen Vortrag anbelangt, so lehrte er in seiner Polizeiwissenschaft die Staatswissenschaft im Großen, und zwar ganz nach dem Geiste der Aufklärungszeit, welche aber, und nicht mit Unrecht, beschuldigt wird, das Verständniß für die historischen Grundlagen des Staatswesens und Volkslebens verloren zu haben, und welche die großartigsten, durch die Erfahrung von Jahrhunderten gewonnenen Institutionen und Resultate einseitig den philosophischen Doctrinen der Zeit unterstellte. Sonnenfels war ein Aufklärungsmann, als er dieses wichtige Lehramt antrat, in der Gährung des vollsäftigen Mannesalters und mitten unter Zuständen, wo es gewaltig aufzuräumen galt, bei welcher Säuberung des Augiasstalles denn auch manches gute, gesunde Reis mit ausgerissen wurde. Er hätte langsamer dabei vorgehen können; daß er es nicht gethan,

liegt weniger an ihm, als an der Nothwendigkeit, den morschen Unterbau des noch in mittelalterlichen Doctrinen arbeitenden Staatswesens so rasch als thunlich zu beseitigen. Die damit errungenen Vortheile überwogen reich die bei diesem Vorgang mitunterlaufenen, im Ganzen doch unerheblichen Schäden. Wie sehr er selbst mit der Zeit ging und den Erfahrungen derselben, wie den Wandlungen im Bereiche seiner Wissenschaft Rechnung trug, davon überzeugt uns ein vergleichender Blick auf die einzelnen Ausgaben seines Werkes „Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft", welches im Jahre 1765 in erster Auflage erschien und wovon innerhalb eines halben Jahrhunderts acht Auflagen nöthig geworden. Man wird aus einer solchen Vergleichung der verschiedenen Ausgaben bald inne werden, wie sehr Sonnenfels Rücksicht auf die Umstände und die Begriffe der Zeit nahm. Uebrigens wurde es ihm in seinem Lehramte nichts weniger als leicht gemacht; er hatte mannigfaltige Kämpfe wegen der in seinen Vorträgen ausgesprochenen Ansichten zu bestehen und sich innerhalb der Jahre 1767 bis 1772 wiederholt amtlich zu rechtfertigen, wobei er freilich immer wieder einen neuen Sieg erfocht und sich durch seinen Freimuth und seine Tüchtigkeit den Weg bahnte zu den höheren Würden, welche ihm mit der Zeit zu Theil wurden. Daß ein Mann, wie Sonnenfels, wo so viele Lichtpunkte in seinem Schaffen und Wirken wohlthuend leuchteten und erwärmten, auch seine Schatten hatte, wer wollte das bezweifeln; und hätte er sie nicht gehabt, man hätte sie erfunden, so viele Feinde und Gegner hatte er zu allen Zeiten, und es gehörte eine seltene Zähigkeit des Geistes, die ganze Kraft des Mannes und die volle Weisheit des Greises dazu, sich ihrer zu erwehren. Durch Kampf zum Sieg, durch Nacht zum Licht, könnte man kaum jemand Anderem richtiger als Devise auf den Sockel seines Denkmals in Goldschrift schreiben, als eben ihm. Sonnenfels hatte seine Schwächen, und es bedurfte nicht erst gemeiner Verdächtigungen, um ihm deren anzuhängen, wie es von einer Seite geschah, die in dem Neophyten noch immer den versteckten Juden witterten und haßten. Er besaß Mängel genug; so war er Egoist, von maßlosem Eigendünkel erfüllt, eifersüchtig und unduldsam gegen andere Talente, besonders, wenn er besorgte, daß sie ihn verdunkeln, in seinem Einfluß beschränken oder gar verdrängen könnten; er war ehrgeizig und strebte im Uebermaß nach Ehren und Würden; aber was wollen diese Fehler sagen, welche auch Hundert und Tausend von Menschen besitzen, die hoch in Amt und Würden stehen, und nicht

eines der Verdienste besitzen, die wir an Sonnenfels, wenn wir gerecht sein wollen, anerkennen müssen. Fassen wir in Kürze seine Verdienste zusammen! Drei Menschenalter hat sein öffentliches Wirken überdauert, unter vier Regenten hat er gedient und immer in seinem Wirken und Schaffen einen segensvollen Einfluß ausgeübt. Als Lehrer hat er länger als durch zwanzig Jahre eine Reihe von Schülern gebildet, unter denen wir in der Folge bedeutende Staatsmänner, hervorragende Gelehrte und sonst tüchtige, ausgezeichnete Staatsbürger Oesterreichs erblicken. Seine Verdienste um Aufhebung der Tortur bleiben trotz aller Bemängelungen von Seite seiner Gegner aufrecht stehen, und zuletzt im hohen Greisenalter, als es ihm theils bei den veränderten politischen Verhältnissen und Unzulänglichkeit seiner eigenen physischen Kräfte nicht mehr möglich war, in die Speichen des Rades der Zeit einzugreifen, ist er als Präsident der k. k. Akademie der bildenden Künste auf einem für Geschichte und Politik neutralen Gebiete energisch thätig und verlegt nun, nachdem im öffentlichen und politischen Leben aller Widerstand nutzlos und unmöglich geworden, die Opposition auf dieses Gebiet."

Einen entschiedenen Gegensatz zu den vorstehend mitgetheilten Bemerkungen bildet das sehr herbe Urtheil, welches Rudolf Kink in seiner „Geschichte der Universität Wien" über Sonnenfels fällt: „Ueber eine platte Oberflächlichkeit, über eine unverhohlen materialistische Anschauungsweise kam er nicht heraus. Sonnenfels repräsentirte in echter Weise die nachstürmende, jüngere, eine vollendete Darstellung ihrer abstracten Theorie ersehnende Generation. Seine Aussichten auf Geltung waren in ihren Endpunkten gar nicht auf die Gegenwart, sondern auf die zunächst danach erwartete Zeit berechnet. Seine Lehrkanzel bot ihm ein sehr günstiges Feld, um alle bestehenden Staatseinrichtungen seiner Kritik zu unterziehen, rücksichtslos und ohne weitere Paciscirung über sie abzusprechen und mit dem ganzen Talente eines lebhaften Vortrages, wie nicht minder durch literarische Thätigkeit in öffentlichen Blättern dagegen zu Felde zü ziehen. Selbst allerhöchste Befehle waren nicht vermögend, ihm Mäßigung aufzulegen. Die Wirkungen, welche er auf dem Katheder erzielte, waren um so nachhaltiger, da die Studirenden, nachdem sie bei ihm im zweiten philosophischen Curse mit reichhaltigen Plänen ausgestattet waren, wie und nach welchen Grundsätzen man die Staatseinrichtungen zu treffen und die bestehenden zu reformiren hätte, unmittelbar nachher im ersten juridischen Jahrgange mit den Doctrinen des Naturrechts bekannt wurden, welche

lehrten, daß vom Standpunkt der Vernunft und des Naturstandes aus auch ein rechtliches Hinderniß nicht bestehe, die Praxis mit der Theorie in Einklang zu bringen. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß aus der Sonnenfelsischen Schule mehr, als aus jeder anderen Diejenigen hervorgegangen sind, welche zur Apotheose der rationalistischen Doctrin sich bekannten und unumwunden erklärten, daß von denselben alle in gleicher Weise, der Regent wie jeder „andere Bürger", sich zu beugen haben."

In seinen national-ökonomischen Abhandlungen*) hat Sonnenfels mehrere Fragen behandelt, welche schon der eingangs erwähnte Justi erörtert hatte, wie die Theuerung in den großen Städten und die Ver-

*) Sonnenfels hat auf dem Gebiete der Staatswissenschaft folgende Werke und Abhandlungen veröffentlicht: „Antrittsrede," gehalten im November 1763. (Wien 1763.) — „Vom Zusammenflusse, eine Abhandlung." (Wien 1764.) — „Betrachtungen über die neuen politischen Handlungsgrundsätze der Engländer." (Wien 1764.) „Sätze aus der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft". (Wien 1765.) — „Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft," 2 Theile. (Wien 1765 bis 1767); 2. Auflage (1769); 3. Auflage, 3 Theile (1786); 4. Auflage (1787); 5. Auflage (1788); 6. Auflage (1798); 7. Auflage (1804); 1. Theil, 8. Auflage (1819). — „Schreiben über die Herabsetzung der Interessen an einen Freund in Klagenfurt" (Wien 1766.) — „Versuche in politischen und ökonomischen Ausarbeitungen zum Nutzen und Vergnügen." (Wien 1768) „Das Bild des Adels." (Wien 1768.) — „Abhandlung von der Theuerung in großen Städten und der Mittel, ihr abzuhelfen." (Leipzig 1769, Wien 1770.) — „Von der Verwandlung der Domänen in Bauerngüter." (Wien 1773.) — „Ueber die Abschaffung der Tortur." (Zürich 1775, 2. verbesserte Auflage, Nürnberg 1782.) — „Leitfaden in der Polizeiwissenschaft." (Wien 1776.) — „Leitfaden in den Handlungswissenschaften." (Wien 1776.) — „Politische Abhandlungen herausgegeben von de Luca." (Wien 1777.) — „Betrachtungen über die Angelegenheiten von Europa." (Wien 1778.) — „Versuch über die Grundsätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geschäften." (2 Theile. Wien 1781.) — „Ueber den Geschäftsstyl." (Wien 1784, 2. Auflage 1787, 3. Auflage 1802, 4. Auflage 1820.) — „Ueber die Aufgabe: Was ist Wucher und welches sind die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun?" (Wien 1789.) — „Abhandlung über die Aufhebung der Wuchergesetze." (Wien 1791.) — „Vom Wucher contra Knes." (Wien 1791.) — „Tabellarischer Entwurf über die Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz." (Brünn 1791.) — „Handbuch der inneren Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit." (1. Theil, Wien 1798); Anhang dazu (Wien 1817.) — „Ueber die Stimmenmehrheit bei Criminalurtheilen." (Wien 1801, vermehrte Auflage 1808.) — „Bemerkungen über die für die Hauptstadt Wien und den Umkreis derselben innerhalb der Linien erlassene neue Gesindeordnung." (Wien und Triest 1810.) — „Ueber die am 8. September erlassenen zwei Patente. Ein Antwortschreiben über folgende Fragen: Welcher Ursache ist die Verschlimmerung des Curses zuzuschreiben? Wodurch kann derselben Einhalt geschehen?" (Wien 1810.)

wandlung der Domänen in Bauerngüter, allein die Darstellung des letzteren ist eine eingehendere und scharfsinnigere und die in Vorschlag gebrachten Mittel verrathen den tiefen Kenner der realen Verhältnisse.

Das Sonnenfels'sche Hauptwerk sind die „Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft". Dieses Werk erhielt sich als Vorlesebuch auf den österreichischen Universitäten bis zum Jahre 1848. Sonnenfels selbst spricht sich über die Absicht, in welcher er dieses Werk verfaßte, in folgender Weise aus: „Alle Bücher, die ich zum Leitfaden meiner Vorlesungen wählen wollte, fand ich nach den Materien, die behandelt und nach der Zeit, in welcher sie behandelt werden sollen, entweder zu weitläufig oder zu eingeschränkt. Ich hätte bei den ersteren weglassen können, wenn man aus der Mitte eines zusammenhängenden und sich beziehenden Werkes ohne Nachtheil weglassen könnte. Ich hätte das Abgängige bei den letzteren zusetzen können, aber diese Zusätze wären bei dem größten Theile meiner Zuhörer verloren oder ich hätte sie denselben in die Feder sagen müssen, ein Stückwerk, womit viel Zeit hingeht, ohne daß man von der Stelle rückt, das an sich selbst für beide, den Lehrer und Zuhörer unangenehm, und ich gestehe es, auch der Lebhaftigkeit, deren ich bei meinem Vortrage gewohnt bin, gar nicht angemessen ist. Nicht also, weil es an Lehrgebäuden in diesen Wissenschaften fehlt, sondern, weil es an solchen Büchern fehlt, welche die Polizei- und Handlungswissenschaft und jenen Theil der Finanzwissenschaft, dessen Erklärung zu meinen Vorlesungen gehört, ohne andere Beisätze und gerade in solcher Abmessung abhandeln, daß zehn Monate zu ihrer Erörterung zureichen, nicht um die vielleicht ohnehin zu sehr anwachsende Zahl der Schriftsteller in diesem Fache zu vergrößern, ja nicht einmal, um von jemanden Anderen als meinen Zuhörern gelesen zu werden, und ihnen die Mühe des Abschreibens zu ersparen, sind diese Grundsätze der Presse überlassen worden. Ihre Kürze ist ihrer Bestimmung angemessen. Es ist keine gebahnte Straße; es ist nur erst die ausgesteckte Richtungslinie, nach welcher die Straße angelegt werden soll."

Es wurde bereits früher darauf hingewiesen, das größte Verdienst Sonnenfels' sei es, daß auf sein Zuthun und durch sein Beispiel auf allen Hochschulen geschickte Zöglinge desselben als Lehrer der Kameralwissenschaften angestellt wurden, welche mit vereinten Kräften die Grundsätze dieser Wissenschaft immer mehr auszubreiten suchten.

In Prag lehrte dieses Fach Joseph Ignaz Butschek; in Ofen Franz Xaver Giurkovich; in Freiburg Franz Joseph Bob; in

Innsbruck Ignaz de Luca; in Troppau Geist; in Brünn Leopold Schulz; in Klausenburg Anton Dobokai.

Die Lehrstühle der politischen Wissenschaften in Prag und Klagenfurt wurden im Jahre 1766 errichtet; letzterer wurde 1772 nach Olmütz übertragen und kam 1778 mit der Universität nach Brünn. Uebrigens war das Loos der Lehrer der politischen Wissenschaften gerade kein angenehmes, sie hatten bei der mächtigen Gegnerschaft dieses Faches alle möglichen Chicanen und Unbilden zu erdulden, Einer mehr, Einer weniger. Der bereits früher angeführte Zallinger liefert einen Beleg für diese Behauptung.

Von den oben erwähnten Lehrkräften verdienen eine besondere Erwähnung Franz Joseph Bob, k. k. Rath, Director des akademischen Gymnasiums zu Freiburg; er machte sich durch das im Jahre 1779 herausgegebene Werk von dem System der Polizeiwissenschaft und dem Erkenntnißgrundsatz der Staatsklugheit und ihrer Zweige berühmt, in welchem er viele von Sonnenfels aufgestellte Lehrsätze bestritt. Joseph Ignaz Butschek, geb. zu Freiberg in Mähren 1748, gest. zu Prag 1812, k. k. Rath, machte sich durch einige gute Schriften in seinem Fache bekannt, gab auch eine Geschichte und Betrachtungen über das böhmische Finanzwesen heraus. Ignaz de Luca, geb. zu Wien 29. Januar 1746, gest. daselbst 24. April 1799, war zuerst Beisitzer der Studienpolizei- und Commerzcommission und Professor der Staats-, Handels- und Finanzwissenschaft in Linz, kam 1780 als Professor nach Innsbruck, wurde k. k. Rath und erhielt 1790 die Lehrkanzel der Staatskunde an der Universität und dem Theresianum in Wien und erwarb sich ein nicht unbedeutendes Verdienst durch das Werk „Gelehrtes Oesterreich" und zahlreiche andere Schriften. Leopold Schulz, geb. zu Wien 5. October 1743, gest. 1814, wurde von Sonnenfels, der von seinen Fähigkeiten und seinem wissenschaftlichen Eifer sich überzeugt hatte, für die Lehrkanzel in Klagenfurt vorgeschlagen, verfaßte, da der erste Theil des Lehrbuches von Sonnenfels vergriffen war, einen Auszug aus demselben und hielt über denselben Vorlesungen. Er trat später in den praktischen Staatsdienst über.

Auch die Pflege der Hülfswissenschaften der Kameralwissenschaft wurde seitens der Regierung nicht vernachlässigt. Im Jahre 1773 wurde das landwirthschaftliche Studium am Wiener Theresianum eingeführt über Vorschlag des Rectors v. Cronstein, späteren Propstes von Zwettl.

Im Jahre 1778 wurde in Wien ein vollständiger theoretisch-praktischer Plan festgestellt, nach welchem die Oekonomie als die wichtigste

Hülfswissenschaft der Kameralwissenschaft gelehrt werden sollte; die Vorlesungen wurden dem k. k. Rathe v. Engelschall übertragen.

Durch ein Patent vom 10. März 1763 wurde an der Prager Hochschule das Studium der Bergwerkswissenschaft eingeführt, und als erster Lehrer der Metallurgie der königliche Rath Thaddäus Peithner bestellt, welcher bis dahin als Registrator und Expeditor bei dem böhmischen Oberstmünz- und Bergmeisteramt gewirkt hatte.

Im Jahre 1770 wurde in Wien die Realhandelsakademie errichtet zu dem Zwecke der Heranbildung herrschaftlicher Finanz- und Wirthschaftsbeamten, rechtschaffener Kaufleute und geschickter Commercienkünstler. Der Unterricht erstreckte sich auf die nothwendigsten Theile der Mathematik; deutsche, französische und italienische Sprache; Briefstyl; kaufmännisches Rechnen; doppelte Buchhaltung; Naturgeschichte; Geographie; Handelswissenschaft; Wechselrecht. Die Akademie bestand aus zwei Classen mit zwei Jahrescursen, hatte einen Director und acht Lehrer.

Die Wiener Stadtbahnfrage.

Von Wilhelm v. Flattich.

Seit Jahr und Tag ist die Stadtbahnfrage in Wien, welche in den Jahren 1881 bis 1884 auf der Tagesordnung war, nahezu verstummt.

Aus dem Jahre 1881 datiren zwei Projecte: das Project Fogerty, im Wesentlichen Hochbahn, und das Project Bode, im Wesentlichen Tiefbahn.

Fogerty erhielt die Concession zum Bau und Betrieb der von ihm vorgelegten Anlage, und es darf daraus vielleicht geschlossen werden, daß das von Fogerty aufgestellte Princip, an tiefgelegenen Stellen Hochbahn anzuordnen, Anerkennung gefunden hatte, obgleich der Gemeinderath das Fogerty'sche Project bekämpfte und die Hochbahn manche Gegner fand.

Die Ausführung des Projectes kam nicht zu Stande, weil Fogerty nicht einmal die zum Baue der ersten Section nöthige Summe aufzubringen in der Lage war; so viel verlautete, verlangten die englischen Capitalisten, welche das Unternehmen durchführen wollten, daß ein Theil des Capitales von österreichischer Seite gedeckt werde. In österreichischen Finanzkreisen befriedigten aber die aufgestellten Concessions-Bedingungen nicht. Das Unternehmen wurde nicht begonnen und die Concession als erloschen erklärt.

Schon vor Ertheilung der Concession wurden Vorschläge zur Abänderung des Fogerty'schen Projectes vorgelegt, um dem Unternehmen durch eine enge Verbindung mit der bestehenden Verbindungsbahn

eine allgemeinere Bedeutung zu geben und um die neue Anlage in bessere Beziehungen zur Stadt zu bringen; es wurde auch darauf hingewiesen, daß ohne Mitwirkung des Staates und der Stadt das Capital sich nicht bereit finden werde, das Bahn-Unternehmen, dessen Vortheile für die Bevölkerung wohl erkannt wurde, ins Leben zu rufen.

Im Jahre 1885 wurde das von Herrn Baumeister Schwieger bearbeitete Project Siemens & Halske dem Gemeinderathe der Stadt Wien bekannt gegeben; dieses Project, analog jenem des Herrn Bode, mit Ausnahme der directen Verbindung mit der bestehenden Verbindungsbahn, behandelt unserer Kenntniß nach nur die Donaucanallinie (Franz Josephs-Bahn-Verbindungsbahn).

Der Gemeinderath beschloß die Annahme des Projektes, wodurch das Princip der Tiefbahn längs des Donaucanales, also das dem Fogerty'schen entgegengesetzte Princip zur Geltung kam.

So weit es bekannt wurde, verlangte auch die Firma Siemens & Halske die Mitwirkung des Staates für die Ausführung des Projectes, sei es durch bestimmte Garantiebeträge oder durch Garantie bestimmter Transportmengen.

Es dürfte vielleicht angenommen werden, daß die Zustimmung des Gemeinderathes der Stadt Wien zum Projecte Siemens & Halske hauptsächlich auf der Ansicht beruhte, kein Hinderniß zur Austragung einer im commerciellen und militärischen Interesse wichtigen Bahnfrage zu schaffen, wenn die Regierung dieses Tiefbahnprojekt der zuerst genehmigten Hochbahn vorziehen sollte.

Von militärischer Seite wurde die Einmündung der neuen Linie in den Bahnhof Hauptzollamt verlangt, eine Bedingung, welcher das Project nicht entspricht.

Da noch kein Beschluß vorliegen dürfte, so ist Zeit vorhanden, die Stadtbahnanordnung noch einmal nach jeder Richtung zu prüfen; im Interesse des Stadtplanes und in jenem der Regulirung des Wienflusses und der neuen Straße ist die baldige Festsetzung eines definitiven Stadtbahnprojectes wünschenswerth, selbst für den Fall, daß vorerst keine Linie gebaut würde.

* *
*

Der Nachweis der Nothwendigkeit einer Stadtbahn in großen Städten kann auf verschiedene Art gegeben werden:

a) Vom Standpunkte der Organisation des Verkehres. Die Verhältnisse in großen Städten drängen eine Menge beschäftigter

Einwohner in größere Entfernung von jenem Centrum, welches den eigentlichen Mittelpunkt der Geschäfte bildet, weil das allgemeine Interesse die gegenseitige leichte Berührung nöthig macht.

Dieser Umstand verlangt Verkehrseinrichtungen, welche ermöglichen, größere Distanzen in kurzer Zeit, zu geringen Kosten und bequem zurücklegen zu können.

Nach unseren heutigen Begriffen kann diese Aufgabe in volkreichen Städten nur durch Eisenbahnen erfüllt werden, welche nicht im Niveau der Straßen liegen, d. h. durch „Stadtbahnen".

Stadtbahnen bieten Gelegenheit, den gewöhnlichen Verkehrsmitteln, welche im Niveau der Straßen laufen (Fuhrwerk, Omnibus, Tramway) kleinere Bezirke anzuweisen.

b) Vom Standpunkte der Eisenbahnen. Der Zweck der Eisenbahnen ist nicht blos weit entfernt gelegene Orte zu verbinden; ihr Wirken erstreckt sich auch auf jene kleineren Entfernungen, welche zu Fuß oder zu Wagen zu viel Zeit oder Geld erfordern und einen sehr lebhaften Verkehr zu vermitteln haben.

Die Eisenbahnen kommen ihrer Aufgabe im vollen Sinne erst dann nach, wenn die Aufnahmsstationen der Bevölkerung der Städte, welche sie bedienen sollen, leicht erreichbar angeordnet sind.

In größeren Städten sind aber die Bahnhöfe — meist am Rande der Stadt — nur für ihre unmittelbare Umgebung bequem situirt; vier Fünftel der Bevölkerung sind zu weit von ihnen entfernt, um die Bahnen leicht benützen zu können. Die Schwierigkeiten oder die Kosten für Zu- und Abfahrt nach und von den Bahnhöfen sind zu groß und in keinem Verhältniß zu kurzen Fahrten. Der Verkehr auf kürzere Entfernungen würde sich viel mächtiger gestalten, wenn der Bevölkerung bequem gelegene Aufnahmsstationen eingerichtet würden.

Im Interesse der Bahnverwaltungen ist es gelegen, mitzuwirken, um das Fehlende zu ergänzen, d. h. durch die Stadt führende Eisenbahnlinien zu Stande zu bringen, an welchen geschickt vertheilte Stationen liegen.

Der Betriebsdienst der Eisenbahnen erhält hierdurch den Vortheil, am Ende der Stadtlinie, vor der Stadt, die für den Gesammtbetrieb nothwendigen Anlagen anordnen zu können.

c) Vom Standpunkte wirthschaftlicher Verhältnisse. Die besonderen Vortheile großer Städte erweisen sich schon aus der bedeutenden Vermehrung der Bevölkerung, welche sich in den letzten 50 Jahren ergeben hat; trotzdem kann aber nicht geleugnet werden,

daß die Existenz der Familien, insbesondere der weniger Bemittelten, in großen Städten vielmehr erschwert ist, als in kleineren Orten. Wir sehen auch, daß Jene, welche sich von den Geschäften zurückziehen, mit Vorliebe kleinere Städte aufsuchen; es ist auch kein Geheimniß, daß weniger Bemittelten die Erhaltung einer größeren Anzahl Kinder in großen Städten weit mehr Sorge macht, als in kleineren Orten.

Die Ursache der Erschwerung des Lebens in großen Städten liegt in dem Verlangen jedes Einzelnen, sich dem Centrum möglichst zu nähern, wodurch alle Lebensbedürfnisse vertheuert werden und Gelegenheit gegeben ist, den Grund und Boden ungemein ausnützen zu können.

Das Zusammendrängen der Bevölkerung (bei uns in vier Stock hohen Gebäuden und in zu engen Straßen) hat im Laufe der Zeit Hindernisse für den Verkehr im Allgemeinen und für die central gelegenen Bahnhöfe, sowie für die weitere Entwickelung der Stadt und schließlich auch Uebelstände für die öffentliche Gesundheit ergeben, welche zusammenwirkend den Drang nach Erweiterungen hervorriefen, in Folge dessen Ausdehnungen entstehen, für welche die gewöhnlichen Verkehrsmittel (Fuhrwerk, Omnibus, Tramway) nicht mehr ausreichen.

Im Centrum besteht in Folge dessen auch der Nachtheil, schwer in's Freie zu gelangen, und den außen Wohnenden sind die besonderen Vortheile der Großstadt, welche der Hauptsache nach im Centrum zu suchen sind, nicht leicht zugänglich.

Gesunde, das ganze Jahr hindurch bewohnbare Wohnungen und vortheilhafte Lebensbedingungen für die Familien, wie in kleineren Orten, lassen sich nur in größerer Entfernung vom Centrum großer Städte schaffen; dieselben bedingen aber eine besondere Verkehrsorganisation, d. h. eine Stadtbahn, welche den Zweck hat, den Verkehr auf größere Entfernungen in kurzer Zeit mit wenig Kosten und bequem zu ermöglichen, die Bahnhöfe der Hauptbahnen, welche meist am Rande der Stadt liegen, der Bevölkerung zugänglicher zu machen und neue Orte für bestimmte Bedürfnisse und für die weitere Entwickelung der Stadt aufzuschließen.

Die Stadtbahn wird also die Nachtheile großer Städte aufheben und ihre Vortheile der ganzen Umgegend erschließen.

Die Gegend von Hietzing und Penzing, ebenso die Cottageanlage bei Währing und Döbling 2c., wo Familienhäuser im Garten bestehen, Anlagen, welche die Gesundheit, den Familiensinn, die Grundlage des Bürgerthums, besonders fördern, würden weit mehr bewohnt, wenn

den Anforderungen entsprechende Verbindungen mit dem Centrum der Stadt hergestellt wären.

* *
*

Die Beantwortung der Frage, wann in einer Stadt die Nothwendigkeit eintritt, eine Stadtbahn zu errichten, wird durch die Größe des Nutzens bestimmt, den sie zu leisten vermag und durch die Einnahme, welche sie erzielen kann.

Der Nutzen der Stadtbahn gehört aber der Bevölkerung, der Stadt, den Verwaltungen der Hauptbahnen und dem Staate, welchen sie besondere Vortheile bringt. Die Stadtbahnunternehmung hat nur die Einnahme aus dem Betrieb, welcher, ungeachtet der um Vieles höheren Kosten der Bahnanlage, als jene der Bahnen im freien Felde, sich aus der Anwendung der gewöhnlichen Fahrpreise ergiebt; sie kann die Erhöhung des Grundwerthes in ihrer Umgebung, das Aufblühen der Stadt, der Industrie und des Handels und die für Alle gewonnene freie Bewegung, welche der Betrieb der Stadtbahn zur Folge hat, nicht in Geld verwandeln.

Die Stadtbahn kann aber eine Nothwendigkeit der Existenz der Stadt werden, wie der Bahnhof, dessen Kosten keine Rente geben, eine Nothwendigkeit des Eisenbahnbetriebes ist.

Die Berliner Stadtbahn kann aus den Einnahmen die Zinsen des Capitales nicht decken, aber die Einnahmen der in Berlin zusammenlaufenden preußischen Staatsbahnen genügen auch für das Capital der Stadtbahn; im großen Ganzen ist diese Stadtbahn nichts Anderes, als der Kopf der preußischen Bahnen, „der Bahnhof Berlins“, dessen Nützlichkeit von allen Schichten der Bevölkerung anerkannt ist.

Die Einnahmen der Berliner Stadtbahn sind aber in Wirklichkeit nicht so gering, wie die Ausweise angeben, weil in die Kosten große Beträge einbezogen sind, welche, streng genommen, den Hauptlinien zuzurechnen wären.

In einer Broschüre über die Metropolitain von Paris schreibt Herr v. Nördling, der Betrieb der Stadtbahnen wird mit der Zeit die gleichen Ueberraschungen bringen, welche bei den Hauptbahnen sich ergeben haben; es ist demnach Aussicht vorhanden, daß die Einnahmen sich heben und die Kosten der Stadtbahnen sich wieder hereinbringen lassen.

* *
*

Zur Charakteristik verschiedener Stadtbahnen sei zunächst bemerkt, daß bei Stadtbahnen dreierlei Verkehrsarten in Betracht zu ziehen sind, und zwar der Verkehr in der Stadt selbst, der Verkehr in die Vororte und zu den Hauptbahnen und der Verkehr der Züge der Hauptbahnen durch die Stadt.

Der Charakter der Stadtbahn eines bestimmten Ortes hängt von der Bedeutung ab, welche die eine oder andere Verkehrsart besitzt.

Der Name „Stadtbahn" kommt nicht blos jenen Eisenbahnanlagen zu, welche den Verkehr in der Stadt vermitteln, sondern allen Bahnen, welche durch die Stadt führen und bestimmte Erfordernisse der Bevölkerung befriedigen; eine Stadtbahn kann nothwendig, selbst rentabel sein, wenn sie auch dem Verkehr in der Stadt wenig dient.

In London und New-York verdankt die Stadtbahn ihr Entstehen dem Verlangen, die Wohnorte mit dem Geschäftscentrum zu verbinden.

In London vermittelt die Stadtbahn den Verkehr der Wohnorte untereinander und mit dem Centrum; sie führt auch in Vororte; selbst Züge der Hauptbahnen werden durch die Stadt geführt.

Die Stadtbahn in New-York hat den Charakter einer Localbahn; ein Flügel derselben führt in Vororte.

In Berlin dient die Stadtbahn durch die Verbindung ihres Verkehrs mit jenem der früher schon ausgeführten Gürtelbahn, welcher durch die Stadtbahn erst Leben erhielt, dem Verkehr in die Vororte und der Entwickelung der Stadt.

Durch die Stadtbahn werden die schönen Gegenden in der Nachbarschaft allen Einwohnern erschlossen und die Zugänge einiger Hauptbahnen einem großen Theile der Bevölkerung erleichtert.

Der eigentliche Stadtverkehr wird vorläufig nur in einer Richtung unterstützt.

Berlin verdankt der Stadtbahn noch eine Reihe ausgezeichneter Wirkungen, welche der Stadt und den Geschäften Vortheile bringen.

In Neapel ist eine Stadtbahn projectirt mit einem Flügel bis Bagnoli, den Posilipo durchbrechend; sie verbindet die neuen Quartiere mit der Stadt, in deren Bereich die ganze Gegend bis Bagnoli gezogen wird. Diese Stadtbahn wird wesentlich die Sanirung der Stadt unterstützen, welche durch zu enges Verbauen höchst ungesunde Verhältnisse hat, sie wird Anregung zu Villeggiaturen geben, deren Vorhandensein nothwendig ist, um den Verkehr zu beleben, d. h. um das zur Bahnherstellung erforderliche Capital sicher zu stellen.

Die Stadtbahnprojecte von Paris und Wien zeigen eine große Aehnlichkeit in der allgemeinen Auffassung, obgleich beide Städte ganz verschiedene Einwohnerzahl und Ausdehnung haben; in beiden Städten handelt es sich in erster Linie um den Verkehr in die nahe und fernere Umgebung, welche die Hauptbahnen durchziehen und der Stadtbevölkerung zugänglicher zu machen sind.

Die Stadtlinien, welche diesem Zwecke dienen, werden gleichzeitig in Paris den localen Stadtverkehr und in Wien den Verkehr der nächsten Vororte untereinander und mit der Stadt aufnehmen.

Es ergiebt sich daher, daß ungeachtet dessen, daß in Paris der Verkehr in der Stadt weit mehr in's Auge zu fassen ist als in Wien, keine principielle Verschiedenheit der Auffassung der Stadtbahnen beider Städte besteht, und diese Verkehrsanstalten im Wesentlichen der in Berlin ausgeführten Anlage nachzubilden sind.

Der hauptsächlichste Unterschied zwischen Wien und Paris liegt darin, daß Paris Eile hat, die Stadtbahn herzustellen; es treten schon Stimmen auf, welche behaupten, die Stadtbahn sei dringend nothwendig, wenn Paris seinen bisherigen Rang unter den Städten behalten soll. Wien könnte mit der Ausführung noch warten, wenn nicht die Verhältnisse in Paris, wo durch enges Verbauen der Stadtbahnbau erschwert ist, darauf hinwiesen, das Stadtbahnproject in Wien unter den heute günstigen Verhältnissen festzustellen, und andere Umstände die sofortige Vollendung der Verbindungsbahn, d. h. den Bau der Linie „Verbindungsbahn-Franz Josephs-Bahn“ höchst wünschenswerth machten.

* *
*

Das Programm der Wiener Stadtbahn läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Die Stadtbahn hat die Aufgabe, die Orte in der Wien nahen und ferneren Umgebung, welche heute schon vielfach bewohnt sind, dem größten Procentsatze der Bevölkerung leicht zugänglich zu machen.

Die Bahnanlage, welche dieser Aufgabe entspricht, muß auch den Verkehr der Vororte untereinander und mit der Stadt vermitteln und soll — mit der Donau-Uferbahn verbunden — die künftige Handels- und Industriestadt am Donauufer, sowie den Prater mit dem Herzen der Stadt verbinden.

Die Durchführung einer nach diesem Plane hergestellten Stadtbahn und der regelmäßige Betrieb derselben würde folgende Vortheile ergeben:

1. Die Herstellung einer directen Verbindung der Franz Josephs-Bahn mit allen in Wien einmündenden Bahnen, welche im commerciellen und militärischen Interesse nothwendig ist, weil die bestehende, in weitem Umwege führende eingeleisige Donau-Uferbahn nicht genügen kann.

Im Reichsrathe wurde vorgeschlagen, eine neue directe Verbindung der Franz Josephs-Bahn mit der Westbahn außerhalb der Stadt, Hütteldorf-Nußdorf herzustellen. Es dürfte aber vortheilhafter sein, eine durch die Stadt führende Trace zu wählen, anstatt die Stadt Wien zu umgehen, weil durch die Stadtlinie (Verbindungsbahn-Franz Josephs-Bahn) in Verbindung mit der bestehenden Verbindungsbahn und der Donau-Uferbahn ein weit größerer Bereich der Industrie bedient werden kann, als durch eine die Vororte (Ottakring, Hernals, Währing) berührende Bahn.

Die Wahl der Stadtlinie empfiehlt sich besonders, weil sie den Anfang der Stadtbahn bildet, welche der Bevölkerung wesentliche Dienste leisten und den Verkehr der bestehenden Verbindungsbahn und der Donau-Uferbahn bedeutend heben wird.

Die Gegend längs der Verbindungsbahn bis Hütteldorf würde heute ein anderes Bild zeigen, wenn seit ihrer Erbauung regelmäßige Personenzüge verkehrt hätten.

Auch der weite Raum am Donauufer, aus dessen Erlös die Donauregulirungs-Commission die Kosten der Regulirung wenigstens theilweise bestreiten wollte, würde sicherlich verwendet werden, wenn der Verkehr zur Donaustadt durch eine in die Stadt führende Eisenbahn gesichert wäre.

2. Die Möglichkeit einer größeren Entwickelung der Stadt. Durch die Ausdehnung der Stadt und durch den leichten Verkehr nach entfernteren Punkten ist das Mittel gegeben, verschiedene schwebende und zukünftige Fragen zu lösen (Kasernen, Krankenhäuser 2c.).

Wien ist in der Anlage von Familienhäusern mit Gärten gegen andere Städte weit zurückgeblieben. Die Schaffung derartiger Wohnhäuser, und zwar für alle Classen der Bevölkerung gehört zu den dringendsten Erfordernissen des bürgerlichen Lebens; die größere Entwickelung der Stadt erlaubt erst den Stadtplan in dieser Hinsicht günstig zu bilden.

3. Die Erhöhung der öffentlichen Gesundheit, welche sich aus der Bewohnung isolirter Häuser und aus der Leichtigkeit, täglich in's Freie zu gelangen, ergeben wird.

Mit der Gesundheit und Kräftigung der Menschen hängt auch ihre Leistungsfähigkeit und die Lust zur Arbeit zusammen und mit der Arbeitsmenge die Wohlhabenheit des Volkes.

Diese angeführten Vortheile werden sich nicht momentan nach Eröffnung des Stadtbahnbetriebes ergeben, aber der Bahnbetrieb wird eine allmählige Entwicklung herbeiführen, welche Geschäfte aller Art veranlaßt.

Ueber den Rückgang der Bauarbeiten in Wien wurde schon viel geschrieben; ein früherer Bürgermeister hatte die Ansicht, es müsse dafür gesorgt werden, daß stets große Arbeiten in der Gemeinde unternommen werden, um die vorhandenen Kräfte zu beschäftigen.

Der Bau der Stadtbahn ist eine jener Arbeiten, welche dieser Auffassung entspricht, und dieses Unternehmen verdient eine besondere Beachtung, weil der Betrieb der Stadtbahn eine Continuität der Arbeit hervorbringen wird, welche die Lösung socialer Fragen ungemein erleichtert.

Die Stadtbahn wird sich immer mehr als ein wichtiges Moment herausstellen, welches im günstigen Sinne als Regulator der Verhältnisse aufzufassen ist.

Die Ansicht, das Centrum von Wien werde durch die Stadtbahn beeinträchtigt, ist nicht richtig; das durch die Stadtanordnung für ewige Zeiten gesicherte und besonders begünstigte Centrum erhält durch die Stadtbahn einen größeren Verkehr und Vortheile, welche selbst der Vermiethung von Wohnräumen günstig sind.

* * *

Was nun die Verfassung des Wiener Stadtbahnprojectes und die Beziehungen der Stadtbahn zum Stadtplan anbelangt, so nimmt unter den bis 1881 bekannt gewordenen Stadtbahnprojecten das Project von Herrn Fogerty und jenes von Herrn Bode eine besondere Stelle ein, weil durch sie nach längerer Pause die Stadtbahnfrage zur öffentlichen Besprechung gekommen ist.

Die beiden Projecte Fogerty und Bode basirten auf dem Gedanken, die freien Linien in der Stadt zu benützen, um der Bevölkerung der Stadt Wien die Gegend Schönbrunn, Hietzing und Stationen der Hauptbahnen zugänglicher zu machen, als es bisher der Fall war. Die Projectanten konnten keine Rücksicht auf die spätere Entwickelung der Stadt nehmen, weil sie als Vertreter von Unter-

nehmungen nicht mit unbekannten Factoren rechnen, über den Rahmen des Bahnunternehmens nicht hinausgehen konnten.

In dem Projecte Fogerty war außerdem eine Verbindung mit der bestehenden Verbindungsbahn vorgesehen, welche im Projecte Bode fehlte.

Seit jener Zeit wurde aber erkannt und durch die öffentliche Besprechung festgestellt, daß bei der Bearbeitung des Stadtbahnprojectes ein weitsehender Blick walten müsse, um dem öffentlichen Nutzen in jeder Beziehung Rechnung zu tragen.

Um dieses zu erzielen, müssen die Wienflußregulirung und die Anlage einer Hauptstraße im Wienthal bei der Bearbeitung des Projectes der im Wienthal zu führenden Stadtbahnlinie berücksichtigt, die weitere Entwickelung und Ausbildung der Stadt mit der Anordnung der Stadtbahn in Zusammenhang gebracht und die bestehende Verbindungsbahn als wesentlicher Theil des Stadtbahnnetzes aufgefaßt werden. Es ist schließlich die Aufgabe zu lösen, die Verkehrsanlagen, welche streng genommen ohne Zusammenhang entstanden sind, durch das Stadtbahnproject in jene Ordnung zu bringen, welche den größten Nutzen schafft und den Bedingungen der Gegenwart, womöglich auch jenen der Zukunft, entspricht.

Man darf sich auch nicht verhehlen, daß die Fahrpreise der Stadtbahn sehr nieder gehalten werden müssen, wenn in Wien die gleichen Vortheile erlangt werden sollen, welche Berlin thatsächlich erzielt hat.

Auch wird man erkennen, daß die Stadtbahn, wie die bestehende Verbindungsbahn, tauglich für alle Verkehrsarten (Personenverkehr und durchgehender Güter- und Militärverkehr) einzurichten sei, um sie vollständig auszunützen und hierdurch das Anlagecapital möglichst zu sichern.

Verbindungslinien außerhalb der Stadt, deren Bau nicht durch besondere Industrien oder Erfordernisse gerechtfertigt ist, dürfen erst dann hergestellt werden, wenn der Personenverkehr und jener zur Versorgung der Markthallen (Proviantirung der Stadt) und der Zollamtsverkehr die Stadtbahnlinien vollständig beschäftigen und kein Raum für den durchgehenden Güterverkehr übrig bleibt.

Der österreichische Ingenieur- und Architektenverein hat seit Jahren für die Aufstellung eines neuen Stadtplanes alle Hebel in Bewegung gesetzt und auf die Vortheile hingewiesen, welche ein planmäßiges Vorgehen bietet.

Zur Lösung dieser Frage ist bis jetzt nur ein schwacher Anfang gemacht, sie kann aber vollständig erst ausgetragen werden, wenn das Stadtbahnproject bestimmt ist, welches im Laufe der Zeit verwirklicht werden soll, weil die Organisation des Verkehres und die Linienführung der Bahnen von großem Einfluß auf den Stadtplan sind; unterdessen wird aber fortgebaut und, wenn einst der neue Stadtplan geschaffen werden soll, sind vielleicht so viel fertige Theile vorhanden, daß für die besten Gedanken kein Raum mehr bleibt.

Wenn überhaupt die in der Denkschrift des verstorbenen Herrn Baron v. Ferstel niedergelegten Gedanken des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines noch Geltung erhalten sollen, so ist dringend nothwendig: „Ein Einvernehmen mit den Vororten anzubahnen zum Zwecke der einheitlichen Behandlung des Stadt- und Vororteplanes und zwischen der Regierung und der Stadt Wien das Stadtbahnproject zu vereinbaren."

Es handelt sich hier aber nicht blos um die als höchst dringlich erkannte Donaucanallinie, sondern um ein umfassendes Project nach allen Richtungen, welches der Ausbildung des Stadtplanes Richtung geben und auch bezwecken soll, daß die heute noch unverbauten Gründe, welche zur Anlage der Stadtbahn gebraucht werden, unverbaut bleiben, selbst wenn der Stadtbahnbau vorerst noch nicht begonnen werden könnte.

Der Bau der Stadtbahn ist ein gemeinnütziges Werk, von welchem Vortheile für die Bevölkerung, für die Stadt und für den Staat erhofft werden.

Das Capital konnte sich bisher nicht entschließen, ohne Mitwirkung des Staates und der Stadt das Unternehmen durchzuführen, weil die Sicherstellung der Baukosten von Maßnahmen der Regierung abhängt und die Stadt der Ansicht war, das Unternehmen noch belasten zu können.

Will die Stadt, daß die Stadtbahn zur Wahrheit werde, welche für ihre eigene Entwickelung und für die Erleichterung der Existenz der Wenigerbemittelten nothwendig ist, so muß diesem Unternehmen jede mögliche Unterstützung zugewendet werden.

Nur durch das Zusammenwirken des Staates und der Stadt kann die Stadtbahn in Wien in's Leben gerufen werden; weil aber die Interessen des Staates auch durch eine die Stadt Wien umgehende Linie befriedigt werden können, so sollte die Stadt Wien die Initiative zur Berathung des Projectes ergreifen und in der Richtung

ihre Bestrebungen concentriren, daß die Verbindung der Franz Josephs-Bahn mit der Westbahn zum Zwecke ihrer Verbindung mit den südlichen und östlichen Bahnen durch die Ausbildung der bestehenden, durch die Stadt führenden Verbindungsbahn gewonnen werde.

Bisher war immer nur von Stadtbahnprojecten die Rede, welche von Unternehmungen ausgingen und Grundlage eines geschäftlichen Vorgehens bilden sollten.

Zur Untersuchung und Beurtheilung solcher Projecte gehört aber die Kenntniß der Entwickelung der Stadt und ihrer Verkehrseinrichtungen, welche nur durch die factische Aufstellung der Projecte gewonnen werden kann.

Ein derartiges Generalproject über die Stadt und ihre Verkehrseinrichtungen, welches die Grundlage der künftigen Entwickelung bilden soll, kann aber offenbar nur unter Mitwirkung der staatlichen und städtischen Behörden von einer Commission aufgestellt werden, deren Präsident in der Lage ist, über Fragen der Zukunft officielle Entscheidungen herbeizuführen.

* * *

Zunächst wollen wir nunmehr jene besonderen Anforderungen untersuchen, welche für die Anordnung von Bahnen in Städten maßgebend sein müssen. —

Die Stadtbahnen können nur unter oder über dem Niveau der Straßen gelegt werden.

Tunnelbahnen, überhaupt längere Tunnel- und gedeckte Tiefbahnen, wie jene in London, sind wegen der Schwierigkeit ihrer Ventilation zu vermeiden.

In Paris geben die Vertreter der Hochbahn an, daß Tunnelanordnungen, welche in London in der meist nebeligen Luft weniger Anstand erregen, unter dem heiteren Himmel Frankreichs nicht entsprechen; die Menschen sollen nach der Tagesarbeit nicht durch eine schlechte, durch Rauch verdorbene Luft in's Freie geführt werden und den Vortheil der eingeathmeten reinen Luft bei der Rückfahrt wieder verlieren; sie weisen auch darauf hin, daß in London die Anstände der Tunnelbahnen sich von Jahr zu Jahr vermehrt haben und Erschütterungen von Nachbargebäuden, Sprünge von Wasser- und Gasröhren die unangenehmsten Verhältnisse herbeiführen können.

Die westlich und südlich gelegenen Bahnhöfe in Wien liegen hoch über dem Niveau der Donau; Herr Fogerty hat wohl richtig ge-

handelt, indem er die Stadtbahn, insbesondere in tiefgelegenen Stellen der Stadt, auf einem Viaducte (als Hochbahn) führte.

Die Anschauungen über die Hochbahn in Städten, welche anfänglich von vielen Seiten aus ästhetischen Gründen nicht gebilligt wurde, haben sich seit dem Betriebe der Berliner Stadtbahn wesentlich geändert; die Hochbahn findet immer mehr Anerkennung; sie weicht allen Uebelständen aus, welche die Canalisation und die Gas- und Wasserleitungen veranlassen können.

Zu Gunsten der Hochbahn wirkt auch der freie Ausblick der Fahrenden und das Erträgniß aus der Vermiethung der unteren Räume.

Nach einer Mittheilung wurde dieses Erträgniß in Berlin anfänglich als Nebensache angesehen; es stellte sich aber heraus, daß es bei vortheilhafter Anlage als eine Haupteinnahme zu behandeln ist, worauf neue Stadtbahnunternehmungen Rücksicht nehmen können.

Im Interesse der Oekonomie sollen Stadtbahnanordnungen keinen Anlaß zur Entwerthung von Nachbargründen geben, und im Interesse der Schönheit sind sie harmonisch mit den städtischen Anlagen zu bilden.

Zu empfehlen sind Stadtbahnlinien, welche parallel mit Straßen laufen, und senkrechte Straßenübersetzungen, besonders bei Hauptstraßen, vor Brücken 2c.

Die Anordnung zwischen der Verbindungsbahn und dem Donaucanale im Projecte Fogerty konnte nicht befürwortet werden; zwischen dem Bezirke Landstraße und der Stadt hätten sich zwei Viaducte gebildet, der Grund zwischen beiden Viaducten wäre entwerthet worden und der schräge Uebergang über die Ringstraße konnte nicht annehmbar gefunden werden. —

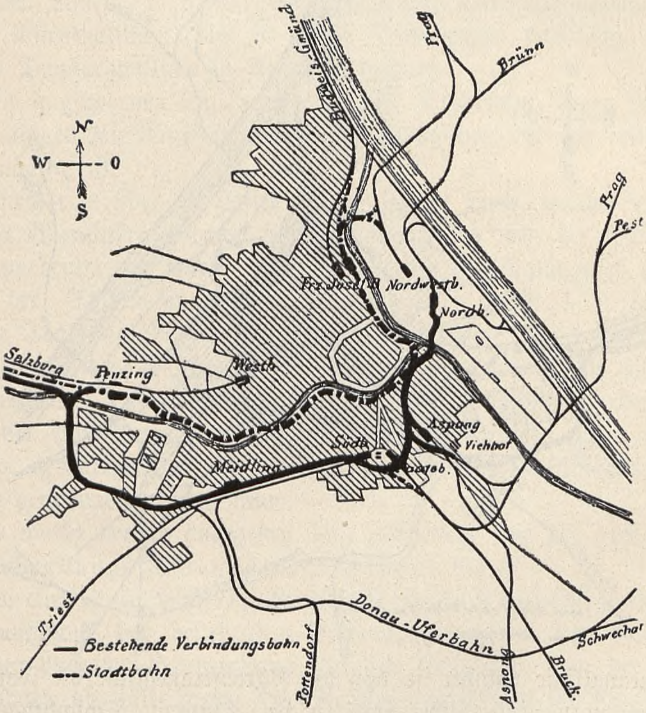
Das Stadtbahnproject von Flattich und Gunesch, dessen Pläne in der Jubiläums-Gewerbeausstellung zu Wien zur Aufstellung gelangten, sucht den vorstehend besprochenen, an eine Wiener Stadtbahn zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden, und bildet bei demselben die Linie, welche die in Wien mündenden Bahnen verbindet, die Grundlage des Wiener Stadtbahnnetzes.

Die bestehende Verbindungsbahn vermittelt heute schon den Verkehr zwischen der Westbahn und der Südbahn, den Linien der Staatseisenbahn-Gesellschaft, der Aspangbahn und der Nordbahn; es handelt sich daher in erster Linie um ihre Vervollständigung, d. h. um ihre Weiterführung zur Franz Josephs-Bahn, eventuell zur Nordwestbahn, welch' letztere übrigens durch eine besondere Linie mit der Nordbahn in Verbindung steht.

Diese Weiterführung der bestehenden Verbindungsbahn zur Franz Josephs-Bahn kann nur über den Quai des Donaucanales gedacht werden, weil kein anderer freier Ort vorhanden ist und Tunnellinien ausgeschlossen sein dürften. Für diese Trace sind zwei Wege ermittelt, über welche in der Folge noch gesprochen wird.

Der Weg vom Franz Josephs-Bahnhof über die Donaucanallinie und die bestehende Verbindungsbahn zur Westbahn ist sehr weit und

Plan I.



ein viel näherer Weg durch das Wienthal liegt noch offen; es ist daher zweckmäßig, die Wienthallinie in das Netz der Verbindungsbahnen aufzunehmen, zumal sie verschiedene Bezirke durchläuft, folglich dem Stadtverkehre wesentliche Dienste leisten wird und den Verkehr mit den wichtigsten Vororten: Schönbrunn, Penzing, Hietzing, St. Veit und Hütteldorf, vermittelt.

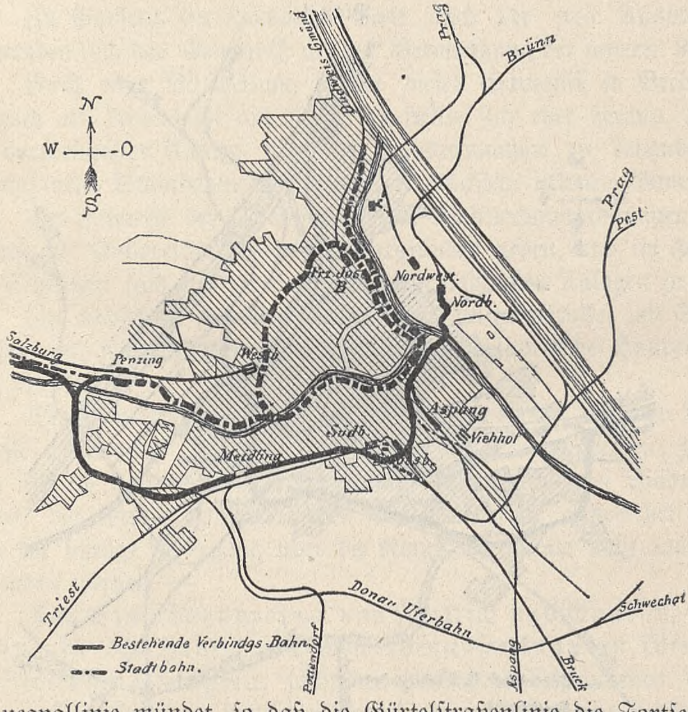
Im vorstehenden Plan I sind mit starken Linien die Wiener Stadtbahnen angegeben, welche die in Wien mündenden Bahnen verbinden,

und zwar: punktirt die neu zu bauenden Linien, mit vollem Strich die bestehende Verbindungsbahn.

Diese Verbindungsbahnen der Hauptbahnen bezeichnen den eigentlichen Kern der Wiener Stadtbahnen, an welche etwa weiter erforderliche Linien, wenn immer möglich, anzuschließen sind.

Wird den angegebenen Linien noch eine über die Gürtelstraße führende Linie beigefügt, welche im Franz Josephs-Bahnhofe in die

Plan II.



Donaucanallinie mündet, so daß die Gürtelstraßenlinie die Fortsetzung der Donaucanallinie bildet und in der Station „Schlachthaus“ mit der Wienthallinie sich verbindet, so werden auch jene Bezirke an das Verbindungsbahnnetz angeschlossen, welche von den Verbindungsbahnen der Hauptbahnen nicht durchzogen werden.

In der Mitte der Gürtelstraße ist ein genügend breiter Streifen freigelassen, von welchem ein Theil zur Herstellung der Linie dienen kann. Die Configuration des Terrains erfordert die Anwendung eines Tunnels, welcher übrigens in kurzen Entfernungen Oeffnungen erhalten kann, um eine vollständige Ventilation (d. h. reine Luft) zu ermöglichen.

Der vorstehende Plan II, in welchem zu den vorbezeichneten Linien auch die „Gürtelstraßenlinie“ aufgenommen ist, bezeichnet „das Wiener Stadtbahnnetz“, welches dem auf die Hauptbahnen Bezug habenden Programm entspricht.

Es ist angenommen, daß sämmtliche Linien normalspurig, wie die Hauptbahnen, mit zwei Geleisen ausgeführt werden, damit die Züge der Hauptbahnen auch auf den Stadtbahnen verkehren können.

Für die Donaucanallinie sind zwei Linien angegeben, um anzudeuten, daß vier Geleise, zwei Doppelgeleise, nothwendig werden, wenn auf beiden Linien, d. h. auf der bestehenden Verbindungsbahn und auf der Wienthallinie, Züge in kurzen Zeitdistanzen verkehren, welche auch die Donaucanallinie in Anspruch nehmen.

Die angegebenen Linien einer Wiener Stadtbahn liegen insoweit central, als es mit Rücksicht auf die freien Räume und die bestehende Stadt möglich ist.

Durch eine über die Lastenstraße führende Linie, welche im Projecte der Wienflußregulirung des Stadtbauamtes bei der Elisabethbrücke angedeutet ist, würde auch die Gegend des Rathhauses in den Bereich der Stadtbahn gezogen werden. Diese Linie kann in das bewohnte Thal von Dornbach ꝛc. führen und gehört nach dem Programm zum Stadtbahnprojecte. Da keine Studie vorliegt, so wäre es wünschenswerth, daß die örtlichen Verhältnisse untersucht würden, damit bei der Parcellirung, welche der Umbau des sogenannten rothen Hauses ꝛc. veranlaßt, auf eine etwa in jener Gegend zu führende Bahn Rücksicht genommen werden kann. —

Es wurde bereits angegeben, daß zwei Wege von der bestehenden Verbindungsbahn zum Donaucanal führen.

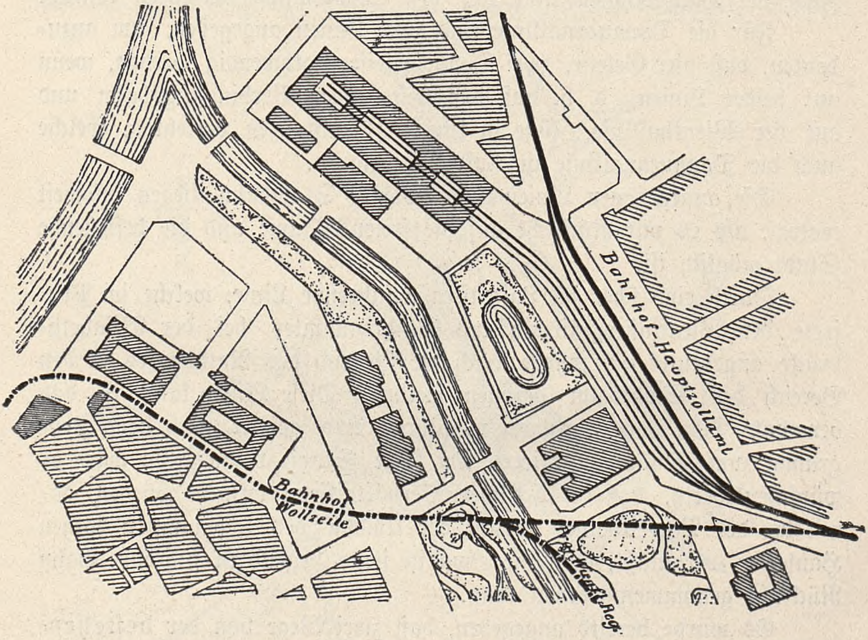
Die eine Trace (Plan III, Project Siemens & Halske) zweigt vor der Einmündung der bestehenden Verbindungsbahn in den ebenfalls bestehenden Bahnhof Hauptzollamt (bei dem Münzamt) von der Verbindungsbahn ab, fällt gegen den Wienfluß, unterfährt die Ringstraße und die Straße hinter der Franz Josephs-Kaserne und läuft als offene Tiefbahn längs des Donaucanales bis zum Franz Josephs-Bahnhof, von wo sie sich wieder zum Niveau der Franz Josephs-Bahnlinie erhebt.

Es entsteht eine tief liegende Station „Wollzeile“ bei der Ringstraße, von welcher die Linie in's Wienthal nach Angabe des Projectes der Wienflußregulirung vom Stadtbauamte als Tiefbahn abzweigt und längs des Wienflusses durch den Stadtpark fährt.

Eine Verbindung dieser Donaucanallinie mit der Gürtelstraßenlinie ist nur in weiterer Entwickelung gegen Nußdorf möglich, weil die Bahn die zum Uebersetzen der Franz Josephs-Bahn nöthige Höhe erreichen muß.

Plan III.

Anordnung nach dem Project Siemens & Halske.



Die zweite Trace (Plan IV) führt über den Bahnhof Hauptzollamt, welcher zu einem gemeinschaftlichen Bahnhof für alle vier Linien zu erweitern ist. Den Bahnhof verlassend, läuft die Trace in einem Bogen von 225 Meter zum Quai des Donaucanales und längs desselben weiter, am Ende die Quaistraße überschreitend, zum Franz Josephs-Bahnhof, von wo sie sich zum Niveau der Franz Josephs-Bahn senkt.

Die Bahn fährt in ihrer ganzen Länge vom Bahnhofe Hauptzollamt bis zum Bahnhof der Franz Josephs-Bahn auf einem Viaduct, welcher über diesen Bahnhof weg verlängert werden kann, um die Fortsetzung zur Gürtelstraße herzustellen.

Der Viaduct gestattet an allen Stellen freien Zutritt zum Donaucanale; die zum Durchgang oder Durchblick nicht nothwendigen Oeffnungen können in dieser Gegend vortheilhaft vermiethet werden.

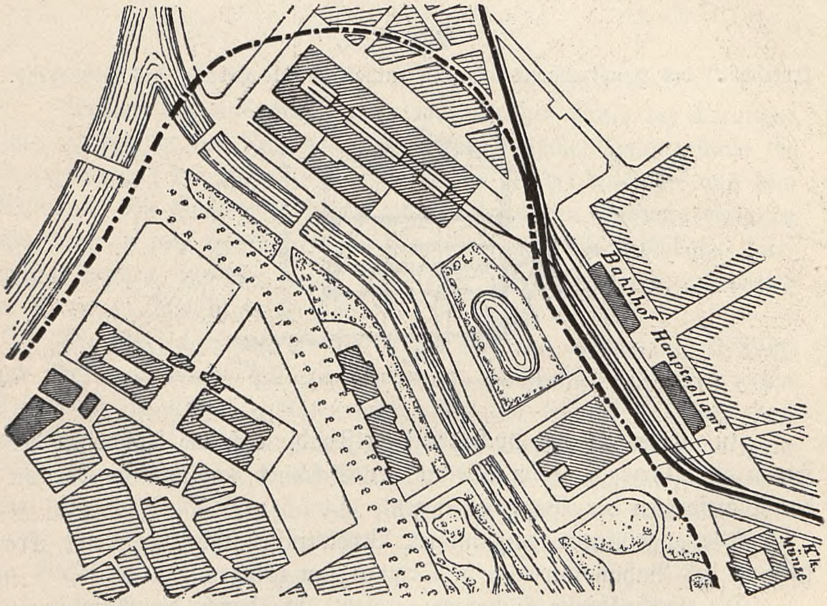
Es ist genügend Raum vorhanden, um die Bahn in einer Entfernung von 30 Metern von den Häuserfronten und die Erbreiterung auf vier Geleise anordnen zu können.

Die Lage der Bahn und der Uebergang über die Ringstraße vor der Aspernbrücke erfüllt alle in architektonischer Beziehung zu stellenden Anforderungen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Wahl unter den zwei gegebenen Tracen zu treffen, es kann aber wohl ausgesprochen werden, daß der

Plan IV.

Anordnung nach dem Project Flattich & Gunesch.



Uebergang über den Bahnhof Hauptzollamt, von wo Züge nach allen vier Richtungen ausgehen können, auch mit Rücksicht auf die vorhandenen Rangirgeleise und die anschließenden Magazine und Hallen einen Vortheil bietet.

Die Beibehaltung der heutigen Niveauverhältnisse des Bahnhofes Hauptzollamt hat Steigungen der neuen Bahnlinie vom Bahnhofe ab innerhalb der bestimmten zulässigen Grenzen zur Folge.

Das bestehende Niveau dieses Bahnhofes ist offenbar durch das Niveau der früher schon bestandenen Hauptzollamtsmagazine bestimmt

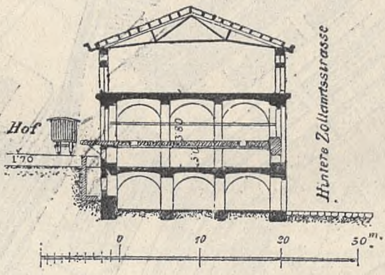
worden; wegen dieser niederen Niveaucote müßten Einschnitte in den unter dem Bahnhofe führenden Straßen zur Vorstadt Landstraße angeordnet werden, um die kaum genügende Höhe der Durchfahrten von circa 4·40 Meter zu erhalten.

Die Verbindungsbahn selbst steigt einerseits gegen den Canal, andererseits gegen die Südbahn, wozu jedoch zu bemerken ist, daß vom Bahnhofe ab ein kurzes Gefälle bis zur Unterfahrung der Beatrixgasse vorhanden ist.

Als Mangel ist auch die fehlende Verbindung der Lastenstraße mit der Hinteren Zollamtsstraße zu bezeichnen.

Plan V.

Querschnitt des Hauptzollamtsmagazins, enthaltend die Hebung des Fußbodens.



Zu alledem kommt noch der Uebelstand, daß die Fußböden der Hauptzollamtsmagazine im Niveau der Schienen, anstatt im Niveau der Plattformen der Waggons liegen.

Alle angeführten ungünstigen Verhältnisse sind durch eine Erhöhung des Bahnhofniveaus in Ordnung zu bringen.

Die zweckmäßigste Höhencote ergiebt sich durch die Anordnung eines Zwischenstockes zwischen den Kellerräumen und den ebenerdigen Magazinen des Hauptzollamtes, wodurch sich die Erhöhung des Bahnhofes mit circa 1·70 Meter bestimmt.

Die Erhöhung verbessert die Steigungsverhältnisse aller vier in den Bahnhof mündenden Linien, regulirt die unter dem Bahnhofe geführten Straßen, erlaubt die fehlende Verbindung der Lastenstraße mit der Hinteren Zollamtsstraße in genügender Höhe herzustellen und die Fußböden der Hauptzollamtsmagazine mit den Plattformen der Waggons in eine Ebene zu legen.

Der einzige bleibende Anstand ist die Ueberschreitung der Beatrixgasse, welch letztere um circa 1·40 Meter höher gelegt werden muß, eine Hebung, welche eine kurze Rampe von 4·5 Procent erfordert, deren Ausführung umsoweniger Anstand haben dürfte, als die Eckhäuser auf der Seite der Landstraße noch nicht gebaut sind und die Beatrixgasse nach der Herstellung der Verbindung der Lastenstraße mit der Hinteren Zollamtsstraße weit weniger Bedeutung haben wird, als heute.

Welche Trace der Stadtbahn auch bestimmt werden mag, — eine Aenderung oder besser die Aufhebung des unvortheilhaften heutigen Zustandes ist zu wünschen.

* *
*

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Trace der Wienthallinie, so bedingt der Uebergang über den Bahnhof Hauptzollamt die Ueberschreitung der Lastenstraße unmittelbar bei der Ausfahrt aus dem Bahnhofe. Die Linie wird daher als Hochbahn den Bahnhof verlassen und kann in den günstigsten Gefällsverhältnissen als Hochbahn fortgeführt werden, zunächst längs der Grenze des Stadtparkes und weiter in der neuen Wienstraße zwischen den beiden Seitenstraßen.

Die Ueberschreitung der Stadtbahn über den Schwarzenberg-Platz und über jenen vor der Elisabeth-Brücke als Hochbahn, welche von vielen Seiten für unzulässig gehalten wird, läßt sich dadurch umgehen, daß die Bahn nach Uebersetzung der Straße zur Tegetthoff-Brücke mit dem zulässigen Gefälle von 1 : 60 fällt, die beiden Plätze unterfährt und beim Gemeindehause Margarethen sich wieder hebt, um vom Schlachthaus ab als Hochbahn einerseits zur Gürtelstraßenlinie, andererseits zur Westbahn weiter zu laufen.

Die Trace dieser Linie muß natürlich mit dem Projecte der Wienflußregulirung in Zusammenhang gebracht werden.

Da die östlich gelegene Seite der neuen Wienstraße Gelegenheit geben wird, Familienhäuser in großartigem Style zu errichten, die schräge Linie des Aufsteigens der Bahn zur Hochbahn durch die Häusergruppe vom Gemeindehause Margarethen bis zum Schlachthause einen passenden Hintergrund erhält und die Entwickelung zur Gürtelstraßenlinie einen größeren Bogen verlangt, so wurde (im Projecte) die Stadtbahn der östlich gelegenen Seite näher gelegt, d. h. auf die rechte Seite des Wienflusses (Wieden).

Die Wienthallinie, welche im Projecte des Stadtbauamtes für die Wienregulirung angegeben ist, kann ebenfalls mit dem Principe des Ueberganges der Stadtbahn über den Bahnhof Hauptzollamt in Verbindung gebracht werden, da beide Anordnungen, d. h. die Anordnung der Stadtbahn im Wienthale, wie sie im genehmigten Projecte der Wienflußregulirung eingetragen ist, und die im Projecte Flattich & Gunesch beantragte Linie über den Bahnhof Hauptzollamt bei der Schwarzenberg-Brücke zusammentreffen.

Nach den Veröffentlichungen über die Sitzungen des Gemeinderathes wird mit der definitiven Bestimmung der Baulinien im Wienthale schon vorgegangen; es wäre gewiß förderlicher gewesen, wenn auch das Project der Stadtbahn in der Zwischenzeit festgesetzt worden wäre, weil alle drei Projecte: Flußregulirung, Stadtbahn und Stadtanordnung, in gegenseitigem Zusammenhange stehen.

* *
*

Die allgemeine Anordnung des vereinigten Bahnhofes der bestehenden Verbindungsbahn und der neuen Stadtlinie basirt nach vorliegender Studie auf der Verwendung der Centralmarkthalle zum Bahnhofgebäude; dieses Gebäude hat eine günstige Lage zur Stadt und kann vermöge seiner Situation und Anlage außer dem Haupt-Ein- und Ausgange noch zwei Ein- und Ausgänge nächst den Durchfahrten unter dem Bahnhofe erhalten.

Die Centralmarkthalle ist durch zwei Hallen zu ersetzen, welche längs des Bahnhofes auf dem freien Platze, auf der Seite der Landstraße, anzuordnen sind; durch die Verlegung der Markthallen ist das Ueberschneiden der Markthallengeleise vermieden und die Möglichkeit geschaffen, auf der ganzen Länge der neuen Hallen ein eigenes Geleise zu ihrem Dienste zu bestimmen, welches mit den Rangir- und Frachtendienstgeleisen in unmittelbarem Zusammenhange steht.

Die neue Linie ist dem bestehenden Bahnhofe stadtseits vorgelegt, so daß die Anordnung der Verbindungsbahn gar nicht alterirt wird; der Betrieb beider Bahnen kann ganz unabhängig voneinander geführt werden, während der gemeinsame Betrieb durch Einlegen von Weichen jederzeit einzuleiten ist.

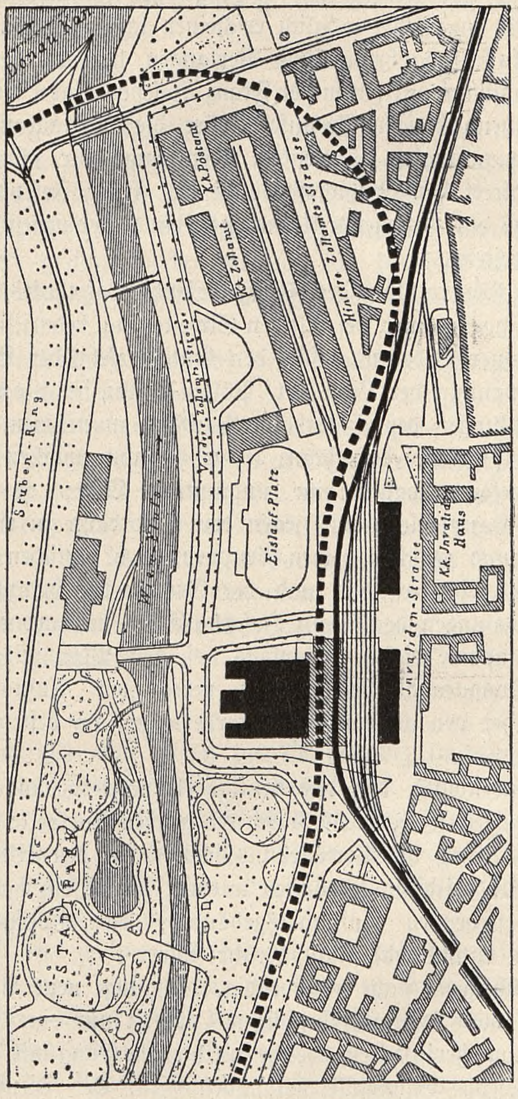
* *
*

Wenn auch heute die Stadtbahn, ähnlich wie die bestehende Verbindungsbahn, nur als eine Localbahn zwischen dem

Plan VI.

Bahnhof der Verbindungsbahn beim Hauptzollamte in Wien.

(Vorschlag für die Anordnung der Stadtbahn.)



Franz Josephs-Bahnhofe und Hütteldorf, auf welcher auch durchgehende Frachtenzüge verkehren, aufgefaßt wird, so dürfte es doch zweckmäßig sein, bei der Bearbeitung des Projectes für die ersten

Maßnahmen eine spätere Entwickelung des Stadtbahnverkehres in Rechnung zu ziehen, welche diesem Verkehre eine größere Bedeutung giebt, ja selbst das Uebergehen der Züge der Hauptbahnen auf die Stadtbahn und umgekehrt möglich erscheinen lassen dürfte.

Diese Auffassung bringt das Verlangen hervor, den Personendienst der Stadtbahn mit jenem der Franz Josephs-Bahn zu vereinigen. Entsprechend diesem Gedanken wäre die Donaucanallinie vom Quai des Donaucanales abzulenken, über einige nur schwach bebaute Grundstücke direct zum Bahnhofgebäude der Franz Josephs-Bahn zu führen und das dort bestehende Aufnahmsgebäude der neuen Bestimmung gemäß zu erweitern.

Bei dem Generalplane des Franz Josephs-Bahnhofes, welcher für seine eigenen Zwecke einer wesentlichen Erweiterung bedarf, insbesondere auch wegen seiner Bedeutung für den Güterverkehr der Westbahn in Folge der Erbauung der Linie St. Pölten-Tulln, ist also noch auf die Betriebseinrichtungen der Stadtbahn Rücksicht zu nehmen.

Die Hauptgeleise der Franz Josephs-Bahn zwischen den Güter- und Rangirgeleisen haben eine ungünstige Lage; es wäre angezeigt, diese Hauptgeleise mit jenen der Stadtbahn zu einer Gruppe zu vereinigen und zwischen beiden Gruppen, d. h. zwischen der Gruppe der Güter- und Rangirgeleise und der Gruppe der Hauptgeleise, die Zugförderungsanlagen der Franz Josephs-Bahn anzuordnen.

Die Aufnahme dieses Gedankens ließ den Plan mit dem seitlich gegen den Donaucanal verschobenen vereinigten Aufnahmsgebäude entstehen, welcher den allgemeinen Anforderungen am besten entsprechen dürfte.

Die Einwendung, daß das heutige Aufnahmsgebäude seiner Bestimmung entzogen wird, dürfte durch die großen Vortheile beschwichtigt werden, welche durch die Verschiebung sowohl für den Eisenbahndienst, als für die Stadtbildung gewonnen werden, zumal ein hauptsächlicher Theil des bestehenden Aufnahmsgebäudes, das Kopfgebäude (die Administration enthaltend), nicht berührt wird.

Es ist übrigens nicht nothwendig, die ganze neue Anlage sofort auszuführen; man kann sich begnügen, vorerst nur eine zweigeleisige Stadtbahnstation herzustellen, welche durch einen Gang mit den Perrons der Franz Josephs-Bahnhalle verbunden wird. Der Dienst im Franz Josephs-Bahnhofe, sowie die Hauptgeleise der Franz Josephs-Bahn bleiben solange unverändert, bis der Betrieb selbst auf die Nothwendigkeit einer Veränderung hinweist.

Wird später der totale Neubau beschlossen, wenn die Nothwendigkeit aus dem wirklichen Bedürfnisse sich ergeben haben wird, so dürfte sich auch die passendste Verwendung der alten Halle und der Nebenräume leicht finden lassen.

* *
*

Die Lage des Westbahnhofes und die Zwecke der Stadtbahn verhindern die directe Einführung der Wienthallinie der Stadtbahn in die Halle der Westbahn.

Die Wienthallinie wird, wie die bestehende Verbindungsbahn, bis Hütteldorf geführt werden müssen, wo die Verbindung der drei Bahnen: Westbahn, Wienthalbahn und bestehende Verbindungsbahn, anzuordnen ist.

In Hütteldorf ist auch auf die Betriebseinrichtungen der Stadtbahn Rücksicht zu nehmen.

Die Wienthallinie würde durch die Verfolgung des Wienthales bis Hütteldorf die am günstigsten gelegenen Stationen Hietzing und St. Veit erhalten; durch das Vordringen der Kraus'schen Dampftramway bis zur Stadt und durch die beiden Anschlußbogen der bestehenden Verbindungsbahn an die Westbahn bei Baumgarten sind Erschwernisse der Linienführung im Wienthale vorhanden, welche auf die Alternative hinweisen, die neue Linie über Penzing zu führen und weiter mit der Westbahn bis Hütteldorf.

* *
*

Die wichtigste und zuerst zur Ausführung zu bringende Stadtbahnlinie ist die Donaucanallinie, welche mit der bestehenden Verbindungsbahn eine geschlossene Verbindung der Franz Josephs-Bahn mit der Aspangbahn, der Südbahn und der Westbahn bildet und auch Verbindungen mit dem Bahnhofe der Staatseisenbahn-Gesellschaft und jenem der Nordbahn herstellt.

Das Project zeichnet sich dadurch aus, daß das erste Glied, die Donaucanallinie, an und für sich schon einen bedeutenden Werth hat und Nutzen schafft und die Fortsetzung, den Bau des zweiten Gliedes (die Wienthallinie), nicht bedingt.

Die Art der Betriebsführung ändert sich mit der Ausdehnung der Stadtbahn, und zwar werden nach der Vollendung der zweigeleisigen Donaucanallinie die Züge, welche seit einigen Jahren auf der bestehenden Verbindungsbahn verkehren, bis zur Einmündungsstation der

Donaucanallinie in die Franz Josephs-Bahn fortgesetzt, wo ein besonderer Zugförderungsbahnhof einzurichten und Gelegenheit zur Aufstellung von Zügen zu schaffen ist.

Züge der Westbahn und solche der Südbahn könnten bis zur Franz Josephs-Bahn verkehren und umgekehrt ꝛc.

Werden die Geleise der Staatseisenbahn-Gesellschaft, welche zum Viehhofe führen, mit der Verbindungsbahn verbunden, so ließe sich ein regelmäßiger Verkehr von der Stadtbahn zur Donau-Uferbahn herstellen, um das Terrain der Donaustadt und den Prater zu bedienen.

Die Verbindung der Stadtbahnen mit der Donau-Uferbahn ist auch durch den Nordbahnhof zu erzielen, dessen Geleisedisposition entsprechend geändert und ergänzt werden könnte.

Die Durchfahrt durch den Nordbahnhof wäre von größter Bedeutung für die Entwickelung des Stadtbahnverkehres und von höchstem Nutzen für die Entwickelung der Donaustadt.

Dieser Gedanke allein begründet die Nothwendigkeit, die Stadtbahn über den Bahnhof Hauptzollamt zu führen und ihn nicht zu umgehen; es könnten einst Züge von der Donau-Uferbahn durch den Nordbahnhof bis zur Westbahn über die Wienthallinie verkehren, ja selbst die Gürtelstraßenlinie ꝛc. durchlaufen.

Je näher die Sachlage betrachtet wird, umsomehr ist zu erkennen, welch' weitgehende Vortheile durch die Verbindung des Projectes Flattich & Gunesch mit den schon bestehenden Verkehrslinien zu Tage gefördert werden können.

Nach Vollendung der Donaucanallinie und der Wienthallinie bis Hütteldorf würden zu den angegebenen Zügen noch Züge kommen über die Wienthallinie nach Hütteldorf oder solche, welche auf die Westbahn übergehen.

Die Züge, welche von der Franz Josephs-Bahn bis Hütteldorf verkehren, könnten über die bestehende Verbindungsbahn bis zur Franz Josephs-Bahn zurückkehren und umgekehrt; hierdurch würde eine Art Rundverkehr gebildet.

Neben diesen angeführten Zügen wird nach der weiteren Vollendung der Gürtelstraßenlinie ein Rundverkehr über alle drei Linien (Donaucanal-, Wienthal-, Gürtelstraßenlinie) eingerichtet.

Voraussichtlich wird der Bau der Gürtelstraßenlinie nicht sobald zu Stande kommen, da die bestehende Tramway über die Gürtelstraße, welche auch mit Dampf- oder anderen Motoren betrieben werden kann, noch lange Zeit dem Bedürfnisse genügen dürfte.

Wird eine größere Anzahl Züge nothwendig, als die zweigeleisige Donaucanallinie, welche von allen Zügen befahren wird, aufnehmen kann, so tritt der Fall ein, den Viaduct der Donaucanallinie zu erbreitern und vier Geleise anzuordnen; die zwei, der Stadt zunächst liegenden Geleise dienen dann dem Verkehre durch das Wienthal zur Westbahn und dem Rundverkehr über alle drei neuen Linien; die beiden anderen, dem Donaucanale zunächst liegenden Geleise aber dem Verkehre über die bestehende Verbindungsbahn zur Südbahn und Westbahn und dem Verkehre in den Prater, in die Donaustadt, und nach der Aspangbahn ꝛc.

Die Erbreiterung des Viaductes der Donaucanallinie wird voraussichtlich erst mit dem Bau der Gürtelstraßenbahn nothwendig werden.

* * *

Wenn das Project der Stadtbahn, unabhängig von geschäftlichen Interessen, lediglich dem allgemeinen Nutzen dienend, ausgeführt werden soll, so ist schließlich auch die Frage zu entscheiden, ob die Ausführung des Projectes als Staatsbahn erfolgen oder ob eine Concession für den Bau und Betrieb ertheilt werden soll; im letzten Falle ist zu unterscheiden, ob die Concession mit einer bestehenden Bahnconcession zu vereinigen oder ob eine neue Stadtbahngesellschaft zu gründen sei.

Der zunächst in Betracht kommende neue Theil der Stadtbahn, die Linien längs des Donaucanales und im Wienthale, bilden die Verbindungslinien zweier im Staatsbetrieb befindlichen Bahnen; der Betrieb dieser Verbindungslinien wird im Zusammenhang mit jenem der beiden Staatsbahnen stehen müssen.

Die Beziehung der neuen Stadtbahnlinien längs des Donaucanales und des Wienthales zu den zwei Staatsbahnen (Franz Josephs- und Westbahn) weist darauf hin, ihre Ausführung als Staatsbahnen in Betracht zu ziehen.

Die bestehende Verbindungsbahn gehört dem Consortium der sechs Hauptbahnen, wovon der Staat drei Theile besitzt.

Der Betrieb der bestehenden Verbindungsbahn wird sich auf die Donaucanallinie erweitern und kann auch mit dem Betriebe der Wienthallinie in Zusammenhang gebracht werden.

Diese Verhältnisse lassen es wünschenswerth erscheinen, die Concession der Stadtbahnen mit jener der bestehenden Verbindungsbahn zu vereinigen.

Es lassen sich auch Gründe für die Uebertragung der Concession der Stadtbahnen an eine neu zu bildende Gesellschaft angeben; sie bestehen darin, daß eine von den Hauptbahnen unabhängige Verwaltung sich intensiver den Interessen des neuen Bahnunternehmens und jenen der Bevölkerung zu widmen in der Lage ist, und eine mit eigenem Capitale gegründete Gesellschaft leichter Gelegenheit hat, durch besondere Combinationen die Kosten des Stadtbahnbaues zu vermindern.

Die staatlichen Interessen an der Stadtbahn können durch Verträge geschützt werden.

Welche Grundlage die Lösung der Stadtbahnfrage auch erhalten soll, ohne staatliche Unterstützung wird es nicht gelingen, das Werk zu schaffen, welches in erster Linie dem öffentlichen Nutzen gerecht werden muß.

Es wäre auch nicht zweckmäßig, Dispositionen zuzulassen, welche die Zukunft des Unternehmens oder vielmehr die künftig zu erwartenden Wirkungen desselben in Frage stellen, selbst wenn sie eine momentan geringere Inanspruchnahme des Staates zur Folge hätten; z. B. dürfte es nicht zweckmäßig sein, eine Anordnung der Stadtbahn zu wählen, welche eine directe Verbindung der Wienthallinie mit jenem Theil der bestehenden Verbindungsbahn unmöglich macht, welcher vom Bahnhofe Hauptzollamt zur Nordbahn führt; es muß vielmehr vor Allem darauf gesehen werden, daß alle vier Linien in einer gemeinschaftlichen Halle Platz finden, damit jeder Reisende, gleichviel, in welchem Zuge er sich befindet, im Bahnhofe Hauptzollamt umsteigen kann in jenen Zug, dessen Richtung ihn an sein bestimmtes Ziel führt. Nur auf diese Art ist es möglich, der für die Entwickelung der Stadt, des Handels und der Industrie so wichtigen Lage am Ufer der Donau Rechnung zu tragen.

Ist diese Auffassung richtig, so wird auch die Folgerung zulässig sein, daß der Staat in hohem Grade der Mitwirkung der Stadt, deren wichtigste Interessen zu schützen sind, sich versichern muß.

Die Mitwirkung der Stadt bei der Schaffung der Stadtbahn kann in der verschiedenartigsten Weise gedacht werden.

In einer früheren Gemeinderathssitzung wurde der Antrag gestellt: „Die Stadt solle die Concession der Stadtbahn erwerben“. Dem Antrage wurde keine Folge gegeben, weil eine zu starke Belastung der Stadt befürchtet wurde, wenn der Staat andererseits nicht auch genügende Garantien übernehmen würde.

Einen Mittelweg zeigt folgender Vorschlag:

„Die Stadt übergiebt den freien, zur Stadtbahn nöthigen, im Eigenthume der Stadt sich befindlichen Grund und Boden ohne Entgelt und führt auf eigene Kosten alle Straßenregulirungen aus, welche aus dem Projecte der Stadtbahn sich ergeben.“

„Als besonderes Entgegenkommen könnte die Stadt die bestehende Centralmarkthalle dem Bahnunternehmen zur Verfügung stellen und für ihre Zwecke die projectirten neuen Hallen auf eigene Kosten errichten.“

Als Ersatz für diese Leistungen wäre die Stadt am künftigen Reinerträgnisse über einen bestimmten Procentsatz zu betheiligen, wodurch mit der Zeit die Auslagen sich wieder decken würden.

Mit der Festsetzung der Anordnung der Stadtbahn ist demnach eng verbunden die principielle Festsetzung von Leistungen der Stadt Wien selbst, um den Zweck zu erreichen, daß auf die Bedürfnisse der Stadt und auf die harmonische Erbauung der Stadtbahn in ihrer Beziehung zur Stadt Rücksicht genommen werde.

Erst durch Festsetzung der beiden Punkte, und zwar: Der generellen Anlage der Stadtbahn und der Mitwirkung der Stadt, tritt die Stadtbahnfrage in eine Form, welche die wirkliche Realisirung erwarten läßt.

* * *

Nach einer Schätzung belaufen sich die Kosten der Linie Franz Josephs-Bahn—Bahnhof Hauptzollamt—Hütteldorf auf folgende Beträge;

Exclusive Intercalarzinsen und Finanzirungskosten; Betriebsmittel.

Bahnhof Franz Josephs-Bahn bis zur Einmündung	Grund 900.000 fl. Bau 1,000.000 fl.	1,900.000 fl.
Donaucanallinie incl. Bahnhof Hauptzollamt mit der Erhöhung und Adaptirung der Zollmagazine, ohne Neubau der Markthallen	Grund 1,500.000 fl. Bau 7,550.000 fl.	9,050.000 fl.
zusammen		10,950.000 fl.
Donaucanallinie rund		11,000.000 fl.
Wienthallinie vom Ende Bahnhof Hauptzollamt bis Hütteldorf in einfachster Ausführung	. . . .	12,000.000 fl.
Linie Franz Josephs-Bahn—Hütteldorf		23,000.000 fl.

Die angegebenen Beträge enthalten nur die Erwerbung der absolut nothwendigen Flächen und die Kosten jener Betriebseinrichtungen, welche für die erste Betriebszeit genügen werden. —

Da es sich zunächst nur um den Bau der Donaucanallinie handeln kann, so wäre nur für die Baukosten der Donaucanallinie und der beiden Endbahnhöfe im Betrage von 10,950.000 fl. und für den Neubau der Markthallen im Betrage von 450.000 fl. vorzusorgen.

Wird der Neubau der Markthallen von der Stadt selbst ausgeführt, so bleibt nur der Betrag von 10,950.000 fl. oder von 11,000.000 fl., wozu noch die Intercalarzinsen und Finanzirungskosten zu rechnen wären; für deren Sicherstellung hätte der Staat die Garantie zu übernehmen.

Da aus commerciellen und militärischen Rücksichten eine neue Verbindung der Franz Josephs-Bahn mit den östlichen und südlichen Bahnen als nothwendig erkannt ist und die sich ergebenden Belastungen des Staates und der Stadt, welche der Bau der Donaucanallinie und der Wienthallinie bedingt, nicht übermäßig erscheinen, so dürfte wohl Aussicht vorhanden sein, das Ziel zu erreichen, wenn der Gemeinderath der Stadt Wien die Stadtbahnfrage ernstlich in Betracht ziehen würde.

* * *

Vorstehende Darstellung verfolgte den Zweck, das Wesen der Stadtbahnen zu erläutern, nachzuweisen, wie die Stadtbahn in Wien aufzufassen sei und welche Vortheile dieselbe bieten wird.

Das besprochene Project Flattich & Gunesch soll eine Stadtbahnanordnung zeigen, welche auf Grund des entwickelten Programmes geplant und durch die Vortheile charakterisirt ist, welche eine Hochbahn längs des Donaucanales in Verbindung mit der Ueberführung der Stadtbahnlinie über den Bahnhof Hauptzollamt in sich vereinigt. Durch die letztere Anordnung ist die willkommene Gelegenheit gegeben, die bestehenden Mängel der Hauptstraßen, welche unter dem Bahnhofe Hauptzollamt führen, und der Zollamtsmagazine zu verbessern.

Die Darstellung zeigt deutlich, daß eine definitive Festsetzung der Stadtbahnanordnung, des definitiven Stadtbahnprojectes im Interesse des Stadtplanes, der Entwickelung der Stadt und der Schonung der zum Stadtbahnbau nöthigen, heute noch freien Gründe dringend geboten ist, und daß die allmählige Durchführung der Stadtbahnen eine Aenderung der Lebensverhältnisse im günstigen Sinne, eine Con-

tinuität der Arbeit und voraussichtlich auch ein schnelleres Wachsthum der Bevölkerung zur Folge haben wird.

Die Vermehrung der Bevölkerung, insbesondere der arbeitenden und wohlhabenden Classen, tritt überall dort ein, wo für die Bedürfnisse des Lebens und für die freie Bewegung am besten gesorgt ist.

Es dürfte daher der Wunsch gerechtfertigt sein, daß der Gemeinderath der Stadt Wien die Initiative ergreift, um an die Regierung etwa folgendes Ansuchen zu stellen:

1. Eine besondere Commission mit der Verfassung des Generalprojectes der Stadtbahnen zu betrauen.

2. Anstatt der als nothwendig erkannten directen Verbindung der Franz Josephs-Bahn mit der Westbahn, die Donaucanallinie als Fortsetzung der bestehenden Verbindungsbahn und gleichzeitig mit der Wienflußregulirung die Wienthallinie im Anschluß an die Donaucanallinie zu bauen.

* *
*

Wir dürfen wohl sagen: Interesse an der Sache und Interesse an der Stadt Wien haben das beschriebene Project der Stadtbahn hervorgebracht; der Wunsch, dieses Project und Alles, was mit ihm in Zusammenhang steht, in weitere Kreise zu bringen, führte zu dieser Schrift.

Jeder Arbeiter lebt sich in sein eigenes Werk hinein, er glaubt zuweilen an die Möglichkeit, die Mitwelt empfinde die Richtigkeit der Gedanken, welche er zu verkörpern bemüht ist. Möge es sich in Zukunft nicht mehr um zielloses Ringen, sondern um thatkräftiges Arbeiten handeln, um den hier geschilderten Effect zu erreichen.

Lassen wir uns hinreißen, an die ernsthafte Behandlung der Stadtbahnfrage zu glauben, ja selbst an die Anerkennung der aufgestellten Principien, und betrachten wir das sich ergebende Bild!

Der Neubau der Markthallen und die Hebung der Brücke in der Beatrixgasse sind die einleitenden Werke; zwei Geleise zum Dienste der Markthalle müssen auf die richtige Höhe gehoben werden.

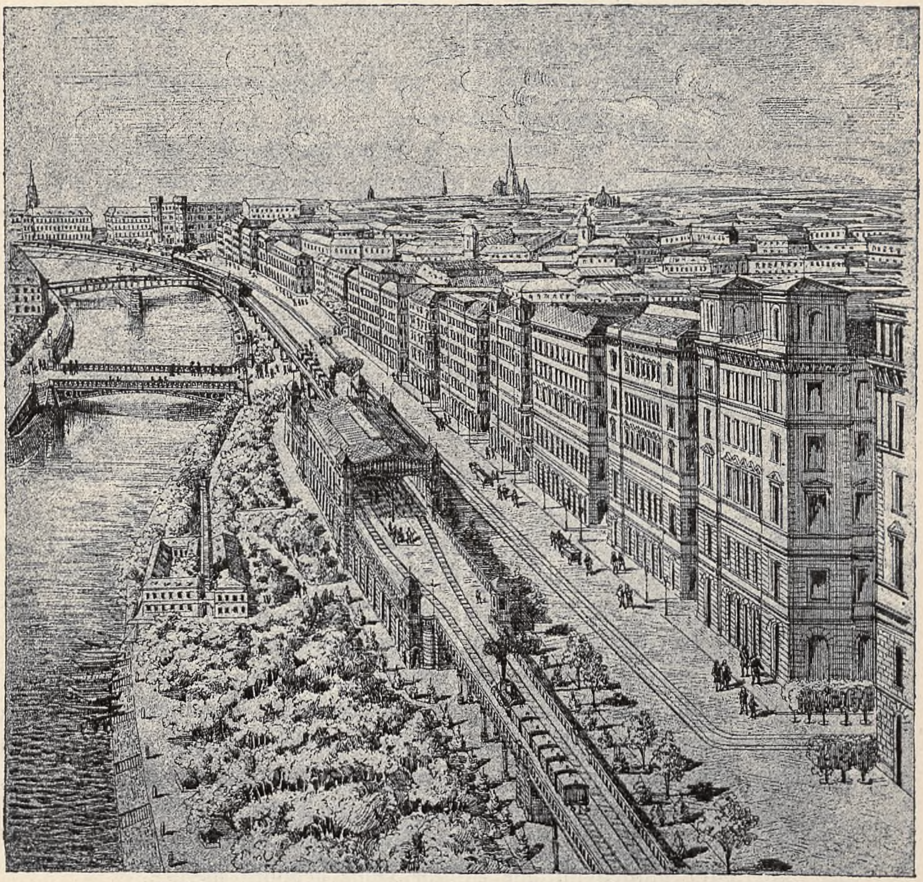
Nach der Besitzergreifung der neuen Markthallen kommt der Umbau der verlassenen Centralmarkthalle zum Aufnahmsgebäude der vereinigten Stadtbahnen und die allmählige Hebung der Fußböden in den Zollamtsmagazinen, worauf die Hebung der ganzen Bahnhoffläche und die Regulirung der Durchfahrten erfolgt, wodurch ein vollendetes Bild an jener Stätte entstehen wird.

Nach Feststellung der Pläne der Erweiterung des Franz Josephs-Bahnhofes und jener der Donaucanallinie können die Arbeiten sofort

Plan VII.

Donaucanal-Linie.

(Nach dem Project Flattich & Gunesch.)



begonnen werden; sie sind derart zu leiten, daß sie gleichzeitig mit dem Umbau des Bahnhofes Hauptzollamt vollendet werden, worauf die Eröffnung der ersten Stadtlinie erfolgt.

Die Fahrt auf der Hochbahn längs des Donaucanales wird Jeden erfreuen; so schön konnte man bisher den Ausblick nach Westen niemals genießen, und Jene, welche die Hochbahn verkannten, über-

zeugen sich nun von der Wahrheit der Sache und freuen sich mit Allen der gelungenen That!

Nach erfolgter staatlicher Genehmigung des vom Stadtbauamte verfaßten Wienfluß-Regulirungsprojectes, welches mit jenem der Stadtbahn vereinigt wird, können auch dort die Arbeiten beginnen.

Sicherlich wird private Thätigkeit in den Gründen längs der neuen Wienstraße gleichen Schritt mit den öffentlichen Arbeiten in dieser Straße halten, und die Eröffnung der neuen Straße und Bahn wird unser Auge durch die Sinnigkeit und Schönheit der von unseren Baukünstlern geschaffenen Werke erfreuen.

Wir schreiben 1888; die Eröffnung der Wienthallinie, die erste Fahrt von Hütteldorf bis zur großen Donau könnte 1894 stattfinden!

Es wäre vielleicht möglich, daß die Gürtelstraßenlinie bis zum Ende des Jahrhunderts hergestellt wäre; hoffen wir aber nicht zu viel, weil es fraglich ist, ob im kommenden Decennium eine Entwickelung der Stadt eintritt, welche den Bau der Gürtelbahn rechtfertigt.

Möge das Angeführte keine andere Deutung erhalten, als den Wunsch, mitzuwirken, um die für die Zukunft der Haupt- und Residenzstadt Wien so wichtigen Fragen der Stadtbahnen und des Stadtplanes zu fördern!

Linguistische und historisch-ethnographische Studien in Ungarn.

Von Paul Hunfalvy.

(Zweiter Artikel.)*)

Siebenbürgen ist ein historisch-ethnographisches Unicum. Ueber eine halbe Million Székler sind überzeugt, daß sie, ein hunnisches Volk, seit 455 nach Chr. ununterbrochen dort sitzen und hantiren. Ueber eine ganze Million und mehr Rumänen sind überzeugt, daß sie, als genuine Römer, seit 270 ununterbrochen dort nicht nur gesessen, sondern auch geherrscht haben mit einer christlichen Hierarchie und einer entwickelten lateinischen Wissenschaft und Literatur. Die gekannte Geschichte weiß zwar bis 1200 nicht das Geringste weder von den Rumänen noch von den Széklern in Siebenbürgen: aber desto mehr weiß die nicht gekannte, also die erdichtete Geschichte von ihnen.

In meiner „Ethnographie von Ungarn" mußte ich natürlich so wie von den Széklern, auch von den Rumänen sprechen. Waren jene damit nicht zufrieden, was ich nach der gekannten Geschichte und ihrer ebenfalls gekannten Sprache von ihnen behaupten mußte, so waren es noch viel weniger die Rumänen, weil ich Robert Roesler's „Romänische Studien" (Leipzig 1871), welche die historische Wahrheit suchten, nicht verwerfen konnte. Der Unwille der Rumänen wuchs aber in dem Maße, in welchem ich das Incolat Siebenbürgens genauer kennen lernte und je mehr ich die Ungeheuerlichkeiten ihrer Schriftsteller dem ungarischen und deutschen Lesepublicum bekannt machte.

Die äußere Geschichte Siebenbürgens ist in ihren Hauptphasen folgende: Kaiser Trajan vernichtete 101 bis 105 das dakische Reich; die römische Herrschaft hörte aber daselbst 270 bis 275 auf. Nun

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", V. Bd., S. 25.

besetzen Sarmaten und Gothen das Land. 375 erscheinen die Hunnen; die Ostgothen schlossen sich ihnen an, während die Westgothen über die Donau entweichen. Von 375 bis 455 herrschen die Hunnen auch über Siebenbürgen. Nach dem Verfall des hunnischen Reiches occupiren die Gepiden den Osten, die Vandalen den Westen Siebenbürgens. Die Vandalen zogen früher ab, die Gepiden aber, als alleinige Besitzer, herrschten bis 553. Ihre Besieger, die Avaren, bleiben da und in Pannonien, bis sie Karl's des Großen Heere 796 besiegen. Das fränkische Reich und mit ihm das Christenthum erstreckte sich aber nur bis an die Donau: der Theil zwischen der Donau und Theiß und jenseits der Theiß blieb heidnisch und in Dunkel gehüllt. Um 888 erscheinen die Magyaren, welche überall, sowohl in dem heutigen Ungarn, als auch in dem heutigen Siebenbürgen, nur Slaven vorfanden — mit Ausnahme der westlichsten Theile Ungarns am rechten Donauufer, wohin von Salzburg aus mit dem Christenthume auch deutsche Bevölkerung gelangt war.

Das ungarische Königthum umfaßte auch „das Land jenseits des Waldes", ungarisch Erdél, lateinisch Ultra- oder Trans-Silvania, das erst nachher durch die eingewanderten Deutschen den Namen Siebenbürgen erhalten hat. Wir haben gesehen, daß vor den deutschen „Gästen" = hospites (die diplomatische Benennung der deutschen Colonisten) Székler an die Ostgrenze des Landes gesetzt wurden, welche daselbst zuerst 1213 erwähnt werden.

Nun folgt die Geschichte der Walachen oder Rumänen.

Jenseits der Donau hatte sich auf der Balkanhalbinsel von der romanisirten Bevölkerung ein neues Volk, die Walachen, gebildet, dessen Name dort zuerst 976 gehört wird. Die Walachen sind Hirten und ziehen auf den Bergen herum. In dem heutigen Romanien, der ehemaligen Walachei und Moldau, hausten seit der Herkunft der Magyaren Bissenen und Kumanen, die häufig über die Donau in das byzantinische Reich einbrachen, welches von 1018 an, nach der Vernichtung der ersten bulgarischen Herrschaft, wieder bis an die Donau reichte. Die Kumanen halfen um 1185 die Befreiung Bulgariens von der byzantinischen Herrschaft erkämpfen; es entsteht demnach ein neues bulgarisches Reich, das wegen der starken Betheiligung der Walachen auch bulgarisch-walachisch genannt werden kann. Die enge Verbindung der Kumanen mit dem neuen Bulgarenreich zog viele Bulgaren und walachische Hirten über die Donau, in das damalige Kumanenland, aus dem sie auch nach Siebenbürgen und nach Rußland gelangten.

Der ungarische Clerus fängt die Kumanen in der Moldau und Walachei zum Christenthum zu bekehren an, was natürlich unter dem Patrocinium des ungarischen Königs geschieht. Mit dem Christenthume erstreckt sich auch der königliche Einfluß auf die kumanischen Provinzen, und Béla IV. nimmt als „rex junior" noch bei Lebzeiten seines Vaters (1235) den Titel eines Königs von Kumanien (rex Cumaniae) an, das bald Ungrowlachien, später Walachei genannt wurde.

Nun kommt die Mongolenfluth, welche Siebenbürgen und Kumanien entvölkert, und zwar wird das letztere noch menschenleerer. Nach dem Rückzug der Mongolen (man nannte sie häufiger Tataren) wird die Wiederbevölkerung und bessere Vertheidigung des Landes die Hauptsorge des Königs Béla, der einen großen Theil der flüchtigen Kumanen in das Innere Ungarns aufgenommen hatte. Um auch Kumanien, das bald darauf Ungrowlachien genannt wird, zu sichern, übergiebt er 1247 sowohl den westlichen Theil desselben bis zum Alt(Aluta)=Fluß, d. h. das Severiner Land, wie auch den östlichen Theil vom Altfluß und von den Schneebergen (südöstlichen Karpathen) bis an die Donau und bis an das Meer den Ordensrittern vom Hospital zu Jerusalem, damit sie unter seiner Souveränität und mit Vorbehalt der Rechte der ungarischen Bischöfe das Land bevölkern und vertheidigen. Auch die walachischen Kenesen, denen er schon vordem Landstriche zur Bevölkerung übergeben hatte, werden unter die Ordensritter gestellt, die dem König die ausbedungenen Einkünfte sowohl von den Walachen, als auch von den anderen Einwohnern zu entrichten verpflichtet sind.

Die Ordensritter bleiben aber nicht lange da, denn schon 1264 ist ein ungarischer Reichsbaron, Laurentius, Ban von Severin; und im anderen Theile bleiben Woewoden Vasallen der ungarischen Krone, welche die königlichen Einkünfte abliefern.

Was Béla IV. 1247 mit den Ordensrittern vom Hospital zu Jerusalem that, das hatte sein Vater und Vorfahre, Andreas II., 1211 mit dem deutschen Ritterorden oder den Kreuzherren gethan, denen er in Siebenbürgen das Burzenland, den nachmaligen Kronstädter District, zur Vertheidigung übergab. 1222 erweiterte Andreas seine Schenkung, welche auch der Papst in demselben Jahre bestätigte. In diesen beiden Diplomen geschieht die erste Erwähnung der Walachen in Siebenbürgen. Sie werden als Hörige des Königs betrachtet, so daß die Bischöfe, Capitel und Laien nur mit königlicher Erlaubniß Walachen auf ihren Gütern ansiedeln dürfen. Auf den königlichen

Domänen, die je zu einer königlichen Burg gehören, sind sie bald die zahlreichsten; ihre Richter, Kenesen oder Woewoden genannt, sammeln die Einkünfte der Krone, das sogenannte Fünfzigstel, d. h. jedes fünfzigste Schaf, und liefern sie ab. Auch Privateigenthümer, Bischöfe, Capitel, Städte müssen von ihren Walachen dieses Fünfzigstel (die sogenannte Walachensteuer) der Krone entrichten.

Weil die Walachen unter ihren Kenesen in der Regel Waldungen zur Besiedelung erhielten, in denen sie ihr Vieh weideten, so zahlten sie auch dem betreffenden Bischofe und Capitel keinen Zehent, der nur von den Feldfrüchten genommen wurde. Als nach und nach der Ackerbau auch in gerodeten Waldungen in Aufnahme kam, so blieben doch solche Aecker frei von der Zehentabgabe. Und weil die Walachen nach ihrer ursprünglichen Heimath der griechischen Kirche angehörten, so nannte man solche zehentfreie Aecker „Schismatische Gründe = terrae Schismaticorum"; die zehentpflichtigen Aecker aber „Christliche Gründe = terrae Christianorum". Dieser Unterschied erhielt sich bis in die Zeit, da bereits der Ackerbau überhaupt die Weideplätze sehr eingeengt hatte.

Die Souveränität der ungarischen Krone in Ungrowlachien und der Moldau erhielt sich bis zur türkischen Eroberung, mit welcher sie auf die Padischah's oder Groß-Sultane überging.

Die Reformation verbreitete sich in Siebenbürgen ungemein schnell; auch die Unitarier erlangten dort Religionsfreiheit. Die Protestanten, namentlich die evangelischen Sachsen, waren die Ersten, welche religiöse Bücher für die Walachen in walachischer Sprache herausgaben; die allerersten Anfänge der walachischen Literatur beginnen mit dem Jahre 1547. Unterdessen hatten sich die Walachen vermehrt, so wie die frühere katholische Einwohnerschaft im Lande der Ungarn abgenommen hatte. Man muß sich hier erinnern, daß Siebenbürgen aus drei gesonderten und eigenthümlich administrirten Theilen bestand: aus dem Lande der Ungarn, aus dem Széklerland und aus dem Sachsenland. Das erstere war das Laksság, das Colonistenland, das im Besitze des Adels früher eine katholische Bevölkerung hatte, die durch die häufigen Kriege immer mehr vermindert wurde. Auch der große Bauernaufstand von 1437, der vorzüglich durch die Gewaltthätigkeit des Bischofs Lépes bei der Einsammlung des Zehnten verursacht wurde, hatte die katholischen Bauern sehr vermindert. Die so entstandene Leere nahmen die bereits zum Ackerbau greifenden Rumänen ein; somit kamen auch „Christliche Gründe" in schismatische Hände.

Aber auch im Sachsenlande mehrten sich die Walachen; jede Stadt, jedes Dorf hatte seine Walachen, welche mit der Zeit wohl keine Stadt, jedoch sehr viele Dörfer walachisirten.

Als nun die Reformation herrschend wurde, das katholische Bisthum in Weißenburg aufhörte und Siebenbürgen protestantische Fürsten bekam, so fing man an, auch für den vernachlässigten Zustand der Walachen Sorge zu tragen. Zuerst wurde ein walachischer Bischof durch die Wahl der Popen bestimmt und von dem jeweiligen Fürsten bestätigt. Bis dahin wurden die walachischen Popen von dem benachbarten Bischof der Walachei geweiht. Darauf ging man daran, den Culturzustand der Walachen zu heben. Fürst Gabriel Béthlen schaffte eine Buchdruckerei mit kyrillischen Lettern an und veranlaßte eine Uebersetzung der Bibel in das Walachische.

Georg I. Rákóczi ließ 1642 einen Katechismus durch ausgewählte Erzpriester verfertigen, der wohl eine calvinische Färbung erhielt, nach dem Vorgang des Kretenser Lukaris, welcher, seit 1621 Patriarch von Constantinopel, eine Confession für die griechische Kirche 1625 verfaßt hatte, die sich der protestantischen Auffassung näherte. 1648 erschien dann das Neue Testament in walachischer Sprache. Daß nebenbei auch andere Erbauungsbücher herausgegeben wurden, ist selbstverständlich. Georg Rákóczi wagte aber noch einen entscheidenden Schritt. Bisher war die liturgische oder kirchliche Sprache der Walachen, wie in der türkischen Walachei und wie in Bulgarien, die alte slovenische Sprache, welche damals außer den Provinzen, in denen das Griechische auch als Kirchensprache herrschte, überall in Europa die heilige Sprache der orientalischen Kirche war. Georg Rákóczi ist es, der zuerst den siebenbürgischen Theil der Walachen von der slovenischen Kirchensprache befreite. Doch ihre Religion blieb immer nur eine *tolerirte* neben den vier gesetzlichen Religionen: der *katholischen*, *reformirten*, *evangelischen* und *unitarischen* Religion.

Die Könige von Ungarn hatten viele walachische Kenesen in den Adelstand erhoben und sie zu begüterten Herren gemacht. Da diese in der Regel, ja vielleicht ohne Ausnahme, sich dann zur römisch-katholischen Kirche bekannten, so magyarisirten sie sich auch. Die siebenbürgischen Fürsten adelten ihrerseits viele Einhufner, d. h. solche, die blos eine einzige Hufe besaßen; dadurch entstand ein zahlreicher walachischer Kleinadel, der wohl treu blieb der orientalischen Kirche, aber alle persönlichen Privilegien des ungarischen Adels genoß. Der walachische Bauer war übrigens dem ungarischen und deutschen Bauer

gleichgestellt, wenn er, wie diese, auf herrschaftlichem Grund saß und wirthschaftete. War dies ein „christlicher Grund", so zahlte er auch den Zehnten; war es ein „schismatischer Grund", so zahlte er keinen Zehnten. Nachdem aber das katholische Bisthum aufgehört hatte, wurde der Zehnte (decima) eine Einnahme des Fiscus, welcher in der Folge diese Gebühr auf alle bebauten Gründe auszudehnen suchte, folglich auch auf die früheren „schismatischen Gründe".

Dies war im Allgemeinen der Zustand der Siebenbürger Walachen, als das Fürstenthum, nach Michael Apafi's Tode, als integrirender Theil Ungarns an das Haus Habsburg zurückkam. Dies brachte zuerst eine Aenderung in die gewesenen kirchlichen Verhältnisse. Der Katholicismus wurde auf jede rechtliche und unrechtliche Weise zum Nachtheile der anderen Kirchen bevorzugt. Und um dessen Gewicht zu vergrößern, wurde die Union der Walachen mit der katholischen Kirche angestrebt und mit dem Versprechen, daß die Popen sammt ihrem Bischof durch die Union dem privilegirten katholischen Clerus gleichgestellt werden, auch wirklich 1697 und 1698 erreicht. Somit wurde der walachische Bischof 1721 vom Papst als „unirter Bischof von Fogarasch" canonisirt, nachdem er mit der Balázsfalver (Blasendorfer) Herrschaft, dem Besitzthum des Fürsten Apafi, dotirt worden war. Angereizt durch die Umtriebe der Orientalen in den benachbarten Fürstenthümern Moldau und Walachei, fiel bald ein sehr großer Theil von der Union ab; so entstanden zwei walachische Kirchen: die unirte und nichtunirte.

Die unirten Bischöfe, als Suffragane des Primas von Ungarn, trachteten die katholische Wissenschaft, namentlich die Kenntniß der lateinischen Sprache, auf der in Blasendorf 1754 errichteten Schule dem walachischen Clerus beizubringen und schickten auch Zöglinge in die Jesuitenschulen nach Tyrnau, Wien, Graz, Rom. So schickte Bischof Gregor Major 1774 seinen Neffen Peter Major und Georg Schinkai nach Rom. Diese und Samuel Klein, ein Neffe des im Jahre 1772 in Rom verstorbenen Bischofs Johann Innocentius Klein, wurden die ersten bedeutenden walachischen oder rumänischen Gelehrten; der bedeutendste unter ihnen war Georg Schinkai. Alle drei stammten von geadelten walachischen Familien ab, daher nannten sie sich: Schinkai „de Eadem", Klein „von Száb", Major „von Dicsö-Szent-Márton". Durch diese verbreitete sich die rumänische Gelehrsamkeit auf alle Walachen diesseits der Donau. Klein verfaßte die allererste walachische Grammatik, welche Schinkai mit lateinischen Lettern in Wien 1780

herausgab. Dies ist das erste mit lateinischen Lettern gedruckte Buch, in welchem Schinkai zum ersten Male die Walachen „Daco-Romanen" benannte. Peter Major schuf die Anfänge der rumänischen Geschichte; Schinkai aber die ganze rumänische Geschichte, wobei er mit Vergilius ausrufen konnte:

Tantae molis erat Romanam condere gentem!

Dies ist das Rippengerüste der walachischen Geschichte in Siebenbürgen bis zu dem großen walachischen Aufstand von 1784, der durch Ungeschicklichkeit der königlichen Cameralbeamten in Zalatna angefacht wurde, dessen Erzählung aber nicht mehr hierher gehört. Dieses Rippengerüste wurde durch Peter Major, Georg Schinkai und durch ihre Nachfolger inner- und außerhalb Siebenbürgens mit den buntesten Erzählungen ausgeschmückt, von denen das deutsche Publicum einige Kenntniß auch aus meinen deutsch geschriebenen Büchern schöpfen kann.*) Ich will nur drei von ihnen als Probemuster mittheilen.

a) Trajan's Wiese, pratul lui Traian. Als die Kreuzfahrer nach Palästina durch Hunnien (Ungarn) zogen, hielten sie die Bewohner des Landes für Hunnen, und es bildete sich die Vorstellung, daß die Magyaren Abkömmlinge der Hunnen seien. Als im 15. Jahrhundert auch in Ungarn das Studium der lateinischen Literatur erwachte, hielt man die Walachen in Siebenbürgen für Lateiner, und es bildete sich die Vorstellung, daß die Walachen Abkömmlinge der Römer seien. Wie sehr dieser Gedanke gleichsam mit der Luft eingesogen wurde, bezeugt unter Anderen auch der Italiener Bonfinius, den König Mathias zur Bearbeitung der hunnisch-magyarischen Geschichte berufen hatte. Dieser fand denn sogleich heraus, daß die Stadt Kaschau, Cassovia, eine Gründung des Römers Cassius, die Stadt Preßburg, Posonium, eine Gründung des Römers Piso sei u. s. w.; auch Krakau ist römisch, denn: „Craccovia", sagt er, „a Cracco, cive Romano, nominata", d. h. Krakau wurde von Craccus, einem römischen Bürger, so benannt. Das fiel Niemandem auf, daß die Tradition keinen einzigen römischen oder dakischen Stadtnamen in Siebenbürgen erhalten hat, was sie in allen Ländern that, wo, trotz des Verschwindens der romanischen Bevölkerung, die römischen Städtenamen doch geblieben sind. In Siebenbürgen aber ist auch der Name des be-

*) a) Die Rumänen und ihre Ansprüche. Wien und Teschen, Verlag von Karl Prochaska, 1883.

b) Neuere Erscheinungen der rumänischen Geschichtsschreiber. Ebendaselbst, 1886.

rühmten Sarmizegethusa, der Residenz des mächtigen Dekebalus, das nachher als Ulpia Traiana Augusta römische Hauptstadt Dakiens geworden ist, verschwunden. Die zahlreichen Ruinen nennen die Ungarn magyarisch Várhely = Ort der Burg, die Walachen slavisch Gredischte = Stadtruinen. Alle Ortsnamen in Siebenbürgen sind entweder slavische — denn die occupirenden Ungarn fanden nur eine slavische Bevölkerung — oder magyarische oder deutsche.

Aber die mit römischen Ideen erfüllten Köpfe fanden bald Oertlichkeiten, an welche sich römische oder romanische Traditionen knüpften. Eine dieser Oertlichkeiten ist die Trajans-Wiese, rumänisch: pratul lui Traian. Wo ist sie jetzt und wo war sie einst?

Xenopol, Professor der Geschichte an der Universität von Jassy, weiß, daß ein Document von 1176 die Ebene bei Torda Keresztes nennt, welche noch unter der walachischen Herrschaft „pratul lui Traian" geheißen habe (qu'elle portait encore au temps de la domination roumaine), denn die Magyaren hätten alles umgetauft.*) Nun kommt aber derselbe Name Keresztes auch in späteren Documenten vor (1288, 1299) als Besitzthum der Kreuzherren von Torda (Torenburg). Das slavische Wort Kereszt bedeutet im Magyarischen Kreuz; das von jenem abgeleitete Keresztes bedeutet einen mit einem Kreuz behafteten, oder das Eigenthum eines solchen, eines Kreuzherrn. Es gab nämlich eine „Villa Cruciferorum prope Tordensem civitatem", d. i. einen „Weiler der Kreuzherren bei Torda"; daher der Name Keresztes = Kreuzer, Eigenthum der Kreuzherren. Nun ist es aber allgemein bekannt, daß Donations- und Reambulationsdocumente mit der größten Genauigkeit die Ortsnamen verzeichneten, auf denen der Werth des Documents beruhte, und wenn ein Gegenstand, etwa ein Baum im diplomatischen Latein benannt wurde, so steht gewiß „vulgo" und der Volksname dabei. Diese Ebene oder Wiese Keresztes hatte sicherlich von 1176 bis 1299 keinen anderen Namen; auch bin ich überzeugt, daß der Name „Traianus" damals noch nicht landläufig war. Wie mag der Name „Trajans-Wiese" entstanden sein?

Ich wußte, daß der berühmte schlesische Dichter Martin Opitz 1622—23 Professor an der béthlenischen Akademie in Weißenburg war, und kannte sein Gedicht „Zlatna":

„Denn Zlato heißt das Gold auf wendisch, da die Stadt,
Zwar kleine, doch nicht arm, davon den Namen hat."

*) Une énigme historique. Les Roumains au Moyen-âge. Paris 1885, p. 93.

In der Bergstadt Zalatna hatte Opitz einen Freund, bei dem er gerne verweilte, und darum schrieb er das Gedicht: „Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüthes." In diesem Gedichte heißt es unter Anderem:

„Ich suche, was ich will,
So find' ich da genug, ja mehr noch als zu viel.
Beliebet dir ein Berg? Hier stehen sie mit Haufen;
Ein Wasser? Siehe da den schönen Apul laufen;
Ein schönes, grünes Thal? Geh auf Trajani-Feld;
In Summa, Zlatna ist wie eine kleine Welt."*)

Opitz fand also „Trajani-Feld" in einem schönen Thal bei Zalatna.

Im Jahre 1886 machte ich eine kleine Rundreise in Siebenbürgen und war begierig, das schöne Thal, das „Trajani-Feld", zu sehen. Von Weißenburg führt der Weg durch das Ompolyer Thal nach Zalatna; der Ompolyfluß, den Opitz Apul nennt, hat vor Zalatna kein geräumiges Thal. Aber auf der entgegengesetzten Seite, nach Abrudbánya zu, zeigt sich hinter Zalatna eine schöne Berglehne. „Wie heißt man diese Wiese?" frag' ich den Kutscher. — „„Sie heißt Trojan und hier werden Majales (Maifeste) und andere Vergnügungen gehalten."" — „Hat sie keinen anderen Namen?" — „„Nein, man sagt nur „la Trojan", d. h. auf Trojan."" — So viel mein Kutscher.

Mehr Auskunft giebt mir das Ofner Walachisch-lateinisch-ungarisch-deutsche Lexikon von 1826, an dem die tüchtigsten Rumänen, wie Peter Major, Georg Schinkai und Andere gearbeitet haben. Da steht (Seite 724) „Troianu; pratum amplum; egy tágos rét; eine weite Wiese". Das Wort ist slavischen Ursprungs, wie Cihac in seinem Dictionnaire d'étymologie Daco-Romane. Éléments slaves etc. (Frankfurt a. M. 1879, p. 423) lehrt,**) was gar nichts Auffallendes ist, da auch die Stadt Zalatna einen slavischen Namen hat. Also das slavische trojan, das eine Wiese bedeutet, formte der classisch gebildete Opitz in Trajan um und erklärt es mit „Trajani-Feld".

Wann begab sich aber dies „Trajani-Feld" in die Nähe von Torda?

Im Jahre 1750 ließ der Jesuit Joseph Fekete ein Büchlein drucken, das die Thaten des heiligen Niketas, Bischofs und Apostels des

---

*) Martini Opitii Deutsche Poëmata aufs Newe übersehen, vermehret und herausgegeben. Danzig, 1638.

**) Troian, troiana, levée de terre etc. en Transilvanie, „grande prairie en général".

alten Daciens, erzählt. Niketas war wohl nie Bischof und Apostel in dem alten Dacien, d. h. in Siebenbürgen, sondern Bischof von Remesiana (zwischen dem heutigen Nisch und Pirot) und Apostel der Bessen um 396. Doch solche Kleinigkeiten irren nicht die Legendenautoren. Fekete ließ natürlich die Gelegenheit nicht unbenutzt, von Trajan und Dekebalus zu erzählen: „Die Heere der feindlichen Feldherren standen bereit auf dem Kreuzfeld (Keresztes mezö) bei Torda, wo Trajanus über Dekebalus siegte.“*) Hier wird dies Kreuzfeld meines Wissens zum ersten Male als Siegesfeld des Trajanus benannt, und von nun an steht es fest, daß die Tradition das Tordaer Kreuzfeld seit undenklichen Zeiten Trajans-Wiese, pratul lui Traian, nennt. So entstehen die Büchertraditionen, die dann als Volkstraditionen wie Geschichtsquellen gerühmt werden, von denen einige aus Siebenbürgen auch in die neueste Weltgeschichte von Leopold v. Ranke eingeschlichen sind. Nicht immer gelingt es aber, den Fuchsbau solcher Traditionen auszugraben. Das pratul lui Traian hätte sich aber schon dadurch als Täuschung verrathen müssen, daß das lateinische Wort pratum in der Sprache der Siebenbürger Walachen gar nicht vorkommt, sondern dafür nur das slavische luka, oder das ungarische rit, rét = Wiese gebraucht wird.

b) Das Verbrennen der lateinischen Bücher. Die seit jeher herrschende Meinung, daß die siebenbürgischen Walachen oder Rumänen directe Descendenten der trajanischen Colonisten sind, wurde durch die neueren rumänischen Historiker, durch Peter Major, durch Georg Schinkai dahin erweitert, daß diese Descendenten von 270 angefangen Christen waren, eine christliche Hierarchie und eine lateinische Literatur besaßen; sei doch die rumänische Sprache die echte Volkssprache der alten Römer, die Sprache der römischen Classiker aber nur eine gelehrte Büchersprache. Dies behauptete Peter Major ausdrücklich, dessen Lehre, wie ein neuester Historiker, Densusian, uns versichert, von der rumänischen Geschichtsschule als eine begründete historische Wahrheit anerkannt und hochgeachtet wird.**)

---

*) Gesta S. Nicetae, veteris Daciae episcopi et Apostoli. — „Constituerunt infestae acies inimicis collatis signis in Campo Cruciato (Keresztes mezö) prope Tordam, prius Salinae oppidum Transilvaniae: hinc quidem Ulpii Traiani Romanorum imperatoris, inde Decebali regis Daciae; et Traianus de superato Decebalo triumphum ducens“ etc.

**) Densusian. Note critice asupra scrierei D. lui Xenopol „Teoria lui Roesler“. Bucaresci 1885. Seite 7.

Nun, gegen diese seinwollende „historische Wahrheit“, wie überhaupt gegen die angeführte herrschende Meinung zeugen die allerwichtigsten Thatsachen, namentlich die, daß die Colonisten, mit denen die neue Provinz Dakien bevölkert wurde, gar nicht aus Italien, sondern zum allergrößten Theil aus den asiatischen Provinzen, dann die wenigsten aus Dalmatien, Pannonien, Noricum stammten, was die aufgefundenen und publicirten Inschriften beweisen. Die aus der ganzen Welt des römischen Reiches zusammengebrachten Colonisten konnten unmöglich die echte Volkssprache der alten Römer nach Siebenbürgen verpflanzen.

Eine zweite hochwichtige Thatsache ist die slavische Liturgie in den walachischen Kirchen und die slavische oder kyrillische Schrift, welche beide als herrschend sich zeigen, soweit das Auge der Geschichte das walachische Wesen in der Vergangenheit hinauf verfolgen kann. Wir wissen, daß Fürst Georg I. Rákóczi zuerst die siebenbürgischen Popen gezwungen hat, in dem Gottesdienst und bei allen kirchlich-religiösen Handlungen statt der slovenischen Sprache die walachische Volkssprache zu gebrauchen, was damals den Walachen außerhalb Siebenbürgens als eine unerträgliche Tyrannie erschien. Wir wissen weiter, daß Schinkai zu allererst im Jahre 1780 die lateinischen Lettern auf die walachische Sprache anwendete.

Das lautredende Zeugniß der aufgefundenen und publicirten Inschriften läßt sich nicht bestreiten; es läßt sich aber verschweigen. Dies thun alle rumänischen Schriftsteller, soweit ich sie kenne, ohne Ausnahme; dies thun auch ihre deutschen und französischen Partisane. Aber das lautschreiende Zeugniß der slavischen Kirchensprache und der kyrillischen Schrift, die außer Siebenbürgen fast bis 1848 herrschten, läßt sich weder verschweigen noch überschreien. Da mußte die erfinderische walachische Klio helfen — und die half.

Peter Major erzählt, daß die Rumänen die lateinische Sprache und Schrift bis zur Zeit des Florentiner Conciliums als ihr römisches Erbe besessen haben. Als aber der griechische Kaiser Johann VII. Paläologus gegen die Türken Hülfe vom Abendland durch eine Kirchenvereinigung zu gewinnen hoffte und persönlich mit einer Schaar Bischöfen 1438 nach Italien kam, soll sich unter diesen auch Damianus, Metropolit von der Moldau, befunden haben, der dann die Union in Florenz 1439 mitunterschrieb. Der größte Gegner der Union war Marcus, Erzbischof von Ephesus. Der Moldauer Metropolit starb plötzlich, und Marcus brachte es dahin, daß sein Diakon Theoctistus,

ein Serbe, auf den Moldauer Stuhl gesetzt wurde. Dieser wußte einen solchen Haß gegen die Union und gegen alles Lateinische in dem Woewoden und in allen Moldauern zu erregen, daß sie sich gegen die lateinische Sprache und Schrift verschworen, alle lateinischen Bücher zusammenbrachten und verbrannten, die slavische Sprache und Schrift aber in ihr kirchliches und politisches Leben einführten. Das Beispiel der glaubenseifrigen Moldauer befolgten auch die Siebenbürger und alle anderen Walachen und so wurde alles slavisch, was früher römisch war. Peter Major beruft sich auf Kantemir, ehemaligen Woewoden der Moldau, der die Geschichte ganz genau wissen mußte.*)

Dasselbe Märchen erzählt auch Georg Schinkai in seiner Chronik (Chron. I, 398) und beruft sich auf Ignatius de Luca (in Geographia Bucovinae, Tom. V, p. 315), der aber nicht sagt, woher er die Geschichte weiß. Dem hilft Schinkai damit nach, daß er bereits gezeigt habe, daß die Rumänen eher Christen waren, als die Bulgaren und die anderen Slaven, und daß die rumänischen Bischöfe auf den ersten Concilien sich nur lateinisch unterschrieben haben. Folglich schrieb Ignatius de Luca nur die Wahrheit (asa dara adeverat skrie Ignatius de Luca)! Wer sind aber diese rumänischen Bischöfe gewesen? Es waren nach Schinkai: 1. Theophilus, der unter den Vätern des Conciliums von Nikäa saß, wo er sich zwar Bischof „metropolis Gothiae" nannte, aber nach Schinkai's historischem Wissen Metropolit „din Belgradu", d. h. von Weißenburg in Siebenbürgen war; 2. Ulfila, der Verfasser der gothischen Bibelübersetzung und Nachfolger des erwähnten Theophilus (Ulfila, mitropolitul Ardealului, Chronik I, 59); 3. der heilige Niketas, den wir oben gesehen haben.

c) Georg Schinkai's Leben. Der Siebenbürger Alexander Pap — seit 1849 in Rumänien als „Ilirianu Papiu" thätig — trug 1869 in der Bukarester Akademie „das Leben, die Werke und Ideen des Georg Schinkai" vor.**) Er erzählte, wie Schinkai 1774 mit Anderen in das Propaganda-Collegium nach Rom gesendet wurde. Schinkai kehrte 1779 zurück nach Wien und ließ 1780 die von Klein verfaßte walachische Grammatik drucken, wie hier schon erwähnt wurde. 1782 kam er nach Blasendorf in Siebenbürgen, zum Schuldirector von

*) Ed. Major: Pentru inceputulu Romaniloru in Dacïa. Ofen 1812. In demselben: Pentru literatura cea vecchia à Romaniloru, p. 324—340. Neu abgedruckt in Budapest 1883.

**) Vieti'a, operele si idele lui Georgiu Sinkai. In den „Analile Societatei academici Romane", Tomulu II. Bucuresci, 1869.

Joseph II. ernannt. Doch das Leben im Mönchsorden behagte ihm nicht, und er trat aus demselben mit Klein, Péterlaki und Major (dem oben erwähnten Peter Major) aus, was unter Joseph's Regierung leicht geschehen konnte; das Schuldirectorenamt behielt er aber. Er konnte sich aber mit seinem Bischof Bab und mit den Capitularen nicht vertragen, und der Zwiespalt artete 1792 und 1794 in thatsächliche Widersetzlichkeiten aus. Bischof und Capitel verklagten ihn bei der politischen Behörde. Er wurde in Untersuchung gezogen, auf kurze Zeit verhaftet und verlor die Directorstelle. Auf freien Fuß gestellt, ging er 1795 nach Wien, erlangte aber nicht seine Rehabilitirung. Nun nahm er die Stellung eines Erziehers an im gräflich Daniel Vas'schen Hause, also im Hause eines ungarischen Magnaten, wo er, geachtet, sechs Jahre verharrte. Darauf wurde er von der ungarischen Regierung als Corrector der walachischen Bücher an der königlichen Universitätsbibliothek in Ofen angestellt. Er genoß den Umgang und die Correspondenz der damaligen ungarischen Gelehrten, eines Cornides, Engel, Katona, Lipsky, Grafen Hadik, zumal des Kovachich, die sein Werk, die chronologische Geschichte der Walachen, förderten, wie der Biograph, Alexander Pap, zu wiederholten Malen hervorhebt. 1809 verließ er Ofen, wo Peter Major sein Nachfolger ward, und zog wieder zur Familie Vas. 1813 wollte er in Siebenbürgen sein Werk herausgeben, er reichte demnach das „Chronicon Daco-Romanorum seu Valachorum" zur Censur ein. Der Censor, katholischer Bischof Mártonfi, gab am 5. März 1814 seine Meinung ab, worauf das Gubernium den Beschluß faßte: „Weil Schinkai's Werk für die öffentliche Ruhe Siebenbürgens nachtheilige Folgen haben könnte, so darf es durch den Druck nicht veröffentlicht werden." Ilirianu Papiu läßt aber den Censor seine Meinung mit folgenden Worten ausdrücken: „Das Werk verdient verbrannt und der Verfasser desselben gehängt zu werden (Opus igne, auctor patibulo dignus)." Schinkai ging wieder zur Vas'schen Familie, allwo er 1816 starb. Das ist der kurze Inhalt der Schinkai'schen Biographie, wie sie Alexander Pap, alias Ilirianu Papiu, 1869 in der Bukarester Akademie vortrug und welche in demselben Jahre die akademischen Annalen herausgaben.

Diese Biographie muß gewiß G. Obédénare gelesen haben, der 1876 in Paris „La Roumanie économique d'après les données les plus récentes" herausgab und in dem Abschnitte „Relation des Roumains avec les Hongrois" (p. 365 bis 386) über Schinkai wörtlich Folgendes schrieb: „Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts

wurde Schinkai theologischer Studien wegen nach Rom gesendet. Dort arbeitete er Tag und Nacht an der Geschichte seines Vaterlandes. Kaum war er zurückgekehrt, so hatte er fortan sein ganzes Leben hindurch Verfolgungen zu erdulden, weil er in seinen Annalen die Rechte der Rumänen als einer freien und selbstständigen Nation nachgewiesen hatte. Die ungarische Regierung verurtheilte den Autor zum Galgen und sein Buch zum Feuer, denn also lautete das Verdict des Censors (l'administration Hongroise condemna l'auteur à être pendu et le livre à être brûlé. Opus igne, auctor patibulo dignus, telle fut la réponse du censeur, à qui Sinkai avait dû soumettre son ouvrage). Der unglückliche Patriot war genöthigt zu fliehen und sich zu verbergen und verbrachte sein Leben in der drückendsten Noth." Dies schrieb Obédénare französisch, so daß es das ganze gebildete Europa lesen kann und es natürlich auch glaubt. Wäre es aber möglich, Thatsachen ärger zu verdrehen, als es Obédénare that? Die ungarische Regierung hätte den Patrioten verfolgt, die ihm in Ofen eine Anstellung gab und bis 1813 nicht die geringste Notiz von seinem Werke hatte! Und dabei ist es doch bekannt, daß Peter Major seine „Anfänge der Rumänen", die eben dasselbe ausdrücken, wie Schinkai's Werk (das erst 1853 in Jassy gedruckt wurde), in Ofen 1812 herausgegeben hat.

Die Bukarester Akademie beauftragte 1878 Nicolaus Densusian, in den siebenbürgischen und ungarischen Archiven und Bibliotheken Daten über die große Bauernbewegung von 1784 bis 1785 in Siebenbürgen zu sammeln. Densusian entledigte sich seines Auftrages und gab 1880 das Ergebniß seiner Forschungen heraus.*) In Klausenburg hatte er auch die Handschrift des Chronikon von Schinkai, das dieser 1813 zur Censur einreichte, gefunden, an deren Ende zu lesen steht: „Retento manuscripto et 4 impressis exemplaribus, ad typum admittitur. Sign. Magno-Varadini 6—a maji 1812. Antonius Szerdahelyi m. pr., districtualis librorum revisor regius." (L. S.) — „Wird zum Druck zugelassen, unter der Bedingung, daß das Manuscript mit vier gedruckten Exemplaren der Behörde zurückgestellt werde. Großwardein, am 6. Mai 1812. Anton Szerdahelyi m. p., königlicher Districtual-Censor."

Schinkai hätte also sein Chronikon in Großwardein drucken lassen können und dasselbe wäre erschienen, wie Peter Major's „An-

---

*) Cercetari istorice in archivele si bibliotecele Ungarici li ale Transilvanici. Raportu. Bucuresci, 1880.

fänge der Rumänen" 1812 in Ofen erschienen sind. Allein Schinkai wollte in Siebenbürgen, wo noch derselbe unirte Bischof Johann Bab (er war daselbst von 1782 bis 1832 Bischof) lebte, mit dem er 1794 einen Streit hatte, sein Werk drucken lassen. Aber hier wurde er von der Censur abgewiesen, deren Motivirung also lautete: „Wollen wir das Volk, ich meine die studirten Walachen, durch die Veröffentlichung des Buches aufregen, so geben wir auf's Neue Veranlassung zum Rauben, Morden und Brandstiften. Und dies sollte nicht Verbannung oder Gefangenschaft verdienen?" So lautet das authentische Gutachten des Censors, „über welches wir bisher blos einfache Traditionen hatten," wie Densusian sagt, der dasselbe im Original gelesen und abgeschrieben hat. Das famose „Opus igne, auctor patibulo dignus" stammt also nicht aus der Feder des Censors, sondern aus dem Hirne der walachischen Klio.

Daß der Großwardeiner Censor Szerdahelyi anderer Meinung sein konnte, als der Siebenbürger Censor Mártonfi, läßt sich sehr gut durch den Umstand erklären, daß in Siebenbürgen die Erinnerung an die Greuel von 1784 noch im Jahre 1813 viel lebhafter war, als in Ungarn. In Schinkai's Werke stand ja auf jeder Seite: „Siebenbürgen gehört den Walachen, die Ungarn und Sachsen sind unberechtigte Besitzer des Landes." Doch nicht von dem ist hier die Rede, was in Schinkai's Buch stand, sondern blos das sollte gezeigt werden, wie leichtsinnig die rumänische Geschichtschreibung verfährt.

Moritz Schleifer.

Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von Adolf Pichler.

II.

(Schluß.)*)

Am 27. Juni 1817 wurde unserem Leopold Schleifer zu Sirning in Oberösterreich, wo er beim Gericht als Beamter angestellt war, ein Sohn geboren und auf den Namen Moritz getauft. Nachdem er zu Kremsmünster, wo noch die Erinnerung an Adalbert Stifter haftete, das Gymnasium vollendet, wendete er sich 1835 an der Universität zu Wien dem Rechtsstudium zu und begann 1839 als Praktikant beim Gerichte zu Steyr die dornige Laufbahn des Beamten, auf der ihn damals im schönen Oesterreich der Dichter kaum förderte. Zurücksetzungen blieben dem einfachen schlichten Mann kaum erspart, die er nie ganz verwand.

Der Beamte ist ein Nomade; der Befehl von oben versetzt ihn bald da, bald dort hin. So treffen wir ihn zu Sanct Michael im Lungau, wo ihm das rauhe Gebirgsklima die Gicht zuzog, und dann zu Tamsweg, welches er in einem humoristischen Sonettencyklus verherrlichte.

„Kennst Du das Land?“ — Das rauhe Alpenland,
Zu dessen Preis noch nie ein Lied erklungen? —
Doch nein, Vergil hat schon davon gesungen:
„Semper hiems!“ — Der Schnee ist sein Gewand.

Hochaufgethürmt wie eine Riesenwand
Hat er das Leben der Natur bezwungen,
Und wenn der Lenz allwärts den Sieg errungen,
Hier trotzt noch Eis und Schnee dem Sonnenbrand.

*) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, V. Bd., S. 48.

Kennst du das Land, des Winters starres Reich?
Du deutscher Gau, sprich selbst, wem bist Du gleich?
„Ich gleiche Grönlands und Kamtschakas Küste,

Ich gleiche Islands starrer Eiseswüste,
Und Tamsweg darf mit edlem Stolz es wagen
Sich Irkutsk als Genossin anzutragen."

* * *

„Kennst Du das Land?" — Bei harter Arbeit Zwang
Wohnt hier das Volk in seinen düstern Zellen,
Nie strömen Licht und Luft hier ihre Wellen,
Und faule Dünste brüten schwer und bang.

So schweigt denn auch des Herzens warmer Drang,
Versiegt sind hier der schönen Freude Quellen,
Umsonst wirst Du Dich ihnen zugesellen,
Nie grüßt man Dich zu gastlichem Empfang.

Kein Hochgefühl wird hier die Brust erheben,
Nie jauchzt und sprudelt hier das volle Leben,
Verschlossen, sang- und klanglos zieh'n sie hin.

Denn auch die Tonkunst weiht nicht ihren Sinn,
Kein Wiegenlied, kein Brautlied wird geboten
Und kaum der Thränen Weiheguß den Todten!

* * *

„Kennst Du das Land?" — Noch wahrt es treu die Spur
Von grauer Vorzeit Tagen, längst entflogen,
Als hier das Volk den Mithrasdienst gepflogen: —
Die erste Kunde menschlicher Cultur!

Sie jagten dort das Elenn und den Ur;
Da kamen durch des Leisnitzgrabens Bogen
Mit stolzem Schritt die Römer hergezogen
Und bändigten die feindliche Natur.

Und kämst Du heut' zurück, Septim Sever,
Du fändest es kaum anders allzusehr:
Wir haben ja noch Deine Straße hier!

Den Meilenstein mit Deines Namens Zier;
Und selbst die Götter sind noch so geblieben,
Wie sie vor Dir schon Tacitus beschrieben.

Später widmete Schleifer Land und Leuten des Lungau einen langen Aufsatz, der durch meine Vermittlung in Amthor's „Alpenfreund" erschien.

Dann wurde er nach Salzburg versetzt, wo ihm die Universitätsbibliothek sehr zu statten kam. Ein fein empfundenes Stimmungsbild ist die:

Sommernacht.

Wie schön verglimmt der Abendröthe Pracht!
Die fernen Berge glüh'n im stolzen Reigen,
Des Staufen edle Formen aber zeigen
Das Spiel des Lichtes mit der Sommernacht.

O seltne Schauer stiller Zaubermacht!
Wie reizend schläft am Fuß der Kanzel Aigen
Und Grödig ruht im feierlichen Schweigen
Am Untersberg mit seinem Zauberschacht.

Wird denn der alte Kaiser nie erwachen?
O nein; — er träumt ja von der Rolandsschlacht,
Von Wittekind und von der Pfalz zu Aachen.

Doch sieh, jetzt zieht der Mond zur stillen Wacht,
Dort wo des Parks verschwieg'nes Dunkel düstert,
Das einst Babette von Mabon umflüstert.

Da weht wohl der Hauch romantischer Poesie; ob man in Salzburg diese Gedichte und den Dichter, der all den Zauber über Berg und Fluren ausgoß, kennt? — Wir fürchten: kaum!

Als Bezirksrichter zu Haag in Oberösterreich erkrankte er in Folge von Sorgen und Arbeit. Das hohe Präsidium forderte ihn auf, sich pensioniren zu lassen und so begab er sich in den Ruhestand und zog nach Salzburg, wo er am 17. October 1877 seinen Leiden erlag.

Als Amtsschreiber zu Ort bei Gmunden hatte er sich 1844 mit Emilie, der Tochter des Forstmeisters Schellinger verheirathet. Auch sie war poetisch angehaucht; man schildert sie als eine anmuthige Frau; die wallenden Locken hielt sie mit einem vergoldeten Stirnband zusammen. Sie folgte ihm bald im Tode, beide hinterließen vier Töchter und einen Sohn, leider jedoch nur viele Bücher und kein Vermögen; so müssen sie in schwerem Kampfe um das Dasein ringen. Schleifer war ein schöner Mann: „Der photographirte, gemüthvoll intelligente Kopf flößte mir nicht blos persönliches, sondern auch allgemein ästhetisches Interesse ein,“ schreibt Robert Hamerling. — Der Gestalt entsprach die edle lautere Seele; dieses bestätigen nicht blos seine Gedichte, namentlich die Sonette, das sagen auch alle, die ihn persönlich kannten. „Er war ein ungemein sanfter Charakter; dienstfertig und zuvorkommend gegen

alle, opferte er lieber seinen eigenen Vortheil, um nur Anderen gefällig sein zu können" — besuchen wir sein:

Stillleben.

Wenn's Abend wird, so zündet man die Lichter,
Die Mutter schänkt Kaffee in voller Schale,
Die Kinder setzen fröhlich sich zum Mahle:
Ringsum gesunde blühende Gesichter.

Da bin ich dann nicht mehr der ernste Richter,
Der Recht und Unrecht wägt am Tribunale,
Ich schlürfe Lethetrank aus dem Pokale
Und bin dann nur mehr Vater, nur mehr Dichter.

Auch Freunde pochen wohl an meine Pforte;
Es bieten mir Bekannte ihren Gruß:
Vierthaler, Gibbon, Gregorovius

Und Andere mehr und tauschen kluge Worte, —
Und all' des Tages Unmuth wird vergessen;
Nun sagt, „wer will sein Glück mit meinem messen?"

Trotz der vielen bitteren Erfahrungen blieb er ein treuer Sohn Oestereichs, aber wie die edelsten deutschen Männer in Oesterreich vergaß auch er nie, daß er dem großen deutschen Stamm angehöre und begrüßte die Siege desselben mit heller Freude. Das beweisen seine Gelegenheitsgedichte, so der Gruß an den deutschen Kaiser Wilhelm bei dessen Durchreise nach Gastein am 12. August 1871.

Die schönen Schlußstrophen lauten!

* * In heil'gen Flammen
Erwacht der Geist der Einigkeit im Land,
Zu einem Bunde treten sie zusammen,
Der Neid entflieht, die alte Zwietracht schwand.
Der Untersberg erglänzt und der Kyffhäuser,
Der Welserhaide Schlacht hat ausgetobt:
Ein Land, ein einig Volk, ein deutscher Kaiser
In Noth und Tod, in Krieg und Sieg erprobt.

Und trennt uns auch des Weltlaufs mächtige Schranke,
Doch ist's dieselbe Gluth, die uns durchzieht,
Auch uns erhebt der deutsche Hochgedanke,
Auch uns bewegt und stärkt das deutsche Lied.
„Der Oesterreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben!"
Allein das alte, treue Bruderband,
Der treue Brudersinn ist ihm geblieben.

O welch ein Paar! Auf zwei gewalt'gen Thronen
Im Mittelpunkt Europas Hand in Hand
Zwei Fürsten mit dem Schmuck der Kaiserkronen,
Vereinigt durch geheiligten Verband —
Wen scheuen sie? — Von ihrem hohen Posten
Späh'n sie, den Doppelaar im Wappen gleich,
Und hüten siegsgewiß im West und Osten
Der deutschen Brudervölker mächtig Reich.

Schleifer zählte zu jenen seltenen Männern, welche die Zeit, die das Brotfach, nachdem sie allen schweren Pflichten desselben genügt, übrig läßt, noch auf rein menschliche Studien verwenden, obwohl man sich beim Tarok und am Schachbrett vielleicht beliebter gemacht hätte. „Mit Tagesanbruch stand er auf, um bis zum Beginn der Amtsstunden studiren zu können, doch liebte er auch Abends heitere Geselligkeit." — Vorzüglich beschäftigte er sich mit Geschichte und Literatur; er las den Franzosen und Italiener in der Ursprache und den kastalischen Trank der Römer und Griechen erhielt er auch nicht aus zweiter Hand. Mit schriftstellerischen Zeitgenossen berührte er sich wohl nur oberflächlich, vielleicht kannte er Ad. Stifter, dem er ein wahrhaft classisches Sonett widmete, das wir später bringen. Vom Vater hat er das poetische Talent geerbt; er lud aber die Muse nur zum Besuche, nicht zu dauerndem Aufenthalt. Seine Gedichte zeigen tiefe Empfindung und große Weltanschauung, sie überraschen oft durch die Originalität der Darstellung und der Bilder, doch drückt vielen derselben die Breite einen dilettantischen Charakter auf, sowie auch der Ausdruck nicht immer gewählt ist. Vers und Reim sind bisweilen fehlerhaft; wir legen darauf um so weniger Gewicht, als ja auch das Publicum seine Dichter nie auf die marmornen Gesetze Platen's verpflichtet hat. Gedruckt ist nur wenig von ihm, zumeist im „Alpenfreund", in den „Dichterstimmen" und im „Literaturblatt". Aus seinen umfangreichen Heften brachte die Wagner'sche Buchhandlung eine kleine Auslese der besten, welche ich Freunden der Poesie empfehle, weil sie nicht blos sehr viel Schönes enthält, sondern auch nur — 15 Kreuzer kostet.

Schleifer hinterließ mehrere Dramen, ohne jedoch den Gesetzen des Styles und der Composition zu entsprechen, ein Grundfehler, die manche einzelne dort zerstreute Schönheiten nicht ausgleichen.

Die „Frau v. Wallsee" spielt in den Tagen der Kreuzzüge und verherrlicht die Heimath des Dichters, die weitschichtige „Jakobäa von Bayern" führt die Geschicke jener deutschen Fürstin an uns vorüber, „die Schwestern von Perkope" versetzen uns in die Tage der Martyrer.

Ein kleines Juwel vom reinsten Schliffe ist dagegen das einactige Stück „Flucht und Rückkehr“, welches in der schönsten Zeit Griechenlands zu Trözen spielt. Er verfaßte es für ein Haustheater in Braunau, wo er die besten Tage seiner amtlichen Praxis zubrachte. Die Bretter der modernen Bühne wird es freilich nie beschreiten, dafür ist es zu schlicht und einfach, unser Publicum bewundert nur noch die Perrücke, das Rococo, die Bauernjoppe und Pluderhose des Lanzknechtes, aber nicht den Chiton der Hellenen oder die Toga des Römers. Ich habe dieses Drama seinen lyrischen und erzählenden Gedichten angereiht.

Nun darf ich wohl noch kurz mittheilen, wie ich mit ihm bekannt wurde. Zur Erläuterung des Inferno hatte ich 1873 in der „Wiener Abendpost“ einen Aufsatz „Dante in Tirol“ veröffentlicht. Da meldete sich ganz unerwartet Schleifer, von dem ich bisher auch nicht einmal den Namen gehört, mit dem schönen Gedichte „Dante in Lizzana“.

Seit dort entspann sich zwischen ihm und mir ein Verkehr, der erst mit seinem Tode abbrach. Die Nachricht erfüllte mich mit tiefer Trauer; denn aus seinen Briefen trat mir eine schöne, starke Persönlichkeit entgegen, deren Bekanntschaft ich gern Aug' in Auge gemacht hätte.

III.

Von je hat man Correspondenzen als charakteristisch für die Menschen und ihre Zeit betrachtet. Gern hätte ich seine Briefe an Robert Hamerling und Stellen aus denen Hamerling's an ihn veröffentlicht, der Herr Professor ließ jedoch mein höfliches Schreiben, in dem ich um Mittheilung und Erlaubniß ansuchte, unbeantwortet. Der Verkehr, von diesem eingeleitet, dauerte vom 15. Februar 1868 bis 19. Februar 1873. Das darf ich wohl sagen, daß wir Beide in anerkennendem Urtheil über Schleifer's Poesien völlig übereinstimmen und führen die betreffende Stelle über „Flucht und Rückkehr“ an: „An Ihrem kleinen Drama würde Goethe Freude gehabt haben. Es ist äußerst anmuthend zu sehen, wie Sie den einfach sinnigen Gegenstand mit so viel gediegenem Reiz zu umkleiden und durch die Verlegung auf griechischen Boden in eine so reine Sphäre zu heben wußten.“

Wenn ich den Briefwechsel zwischen mir und Schleifer als kleinen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte schon jetzt veröffentliche, so möge man es damit entschuldigen, daß ich bereits alt bin und nicht voraus weiß, wohin meine Schriften nach meinem Tod verstreut werden.

Briefe.

Geehrtester Herr!

Die Wiener Zeitung brachte im Abendblatte des Sylvestertages Ihren höchst interessanten Aufsatz: „Dante in Tirol“, der mich umsomehr ansprach, als ich vor 12 Jahren denselben Stoff zu einem kleinen Poëm (Dante in Lizzana) verarbeitete, das damals in einem Cyklus tirolischer Reminiscenzen in einem oberösterreichischem Localblatte erschien und schon deshalb weiteren Kreisen von Vorne herein unzugänglich blieb.

Dieser Umstand veranlaßt mich, Ihnen, verehrter Herr, die an und für sich unbedeutenden Strophen mitzutheilen, da der Gegenstand, der Sie zu einer so anziehenden Studie angeregt hat, bei Ihnen jene Aufmerksamkeit erregen dürfte, auf welche sonst weder das Gedicht, noch sein unbekannter Verfasser Anspruch haben können.

Auf keinen Fall wollen Sie mir eine Unbescheidenheit zur Last legen, da diese, vielleicht unberufene Sendung, nur ein Ausdruck der Hochachtung, die Ihre literarischen Leistungen in so hohem Grade verdienen, zu sein wünscht, mit der ich nunmehr die Ehre habe, mich zu unterzeichnen

Euer Wohlgeborn

sehr ergebener
Moritz Schleifer,
k. k. Bezirksrichter.

S. Michael im Lungau, 6. Jänner 1874.

Hochverehrter Herr!

Es hat mich sehr erfreut, daß Sie meine anspruchslose Gabe so gütig aufgenommen haben, gegen deren Veröffentlichung ich gewiß nichts einzuwenden habe.

Ihnen den ganzen Cyklus von 28 Nummern, — unter sich nicht zusammenhängend, — anzubiethen, hätte ich mir nicht herausgenommen, da ich einen Litteraten von Ruf mit den Kleinigkeiten eines unbekannten Dilettanten nicht zu behelligen mir getraut hätte.

Gleichwohl würde ich Ihnen selben nun sogleich übersenden, wenn er nicht nebst einer ziemlich zahlreichen Sammlung verschiedener Erzeugnisse meiner Einsamkeit in einen etwas dickleibigen Band zusammengebunden wäre und sich also einzeln nicht schicken läßt.

Sollte er aber wirklich Ihr Interesse auf sich ziehen, so bin ich gerne erböthig, Ihnen auf Ihren Wunsch den ganzen Band anzu-

vertrauen, da denn doch möglicher Weise Einiges davon Ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte.

Vorläufig aber lege ich noch eine Nummer bei, die auch Hamerling seines Beifalls gewürdigt hat.

Mich herzlichst empfehlend

Ihr

sehr ergebener
Moritz Schleifer.

S. Michael im Lungau, am 12. Jänner 1874.

Lieber Herr!

Amthor findet Ihr „Lizzana“ sehr schön; es dürfte daher in einem der nächsten Hefte des „Alpenfreundes“ erscheinen.

Lungau ist sehr wenig bekannt; möchten Sie nicht dem „Alpenfreund“ eine prosaische Skizze von Land und Leuten liefern? Daß Sie es trefflich können, daran zweifle ich nicht im mindesten.

Der „Alpenfreund“ kann freilich kein klingendes Honorar zahlen, ein Freiexemplar dieser guten Monatschrift würde Ihnen Amthor gewiß gerne bieten.

Mit besten Grüßen

Ihr

ergebenster
A. Pichler.

Innsbruck, 1. Februar 1874.

Verehrter Herr!

Die tief verschneiten Tauern glücklich passirt und am 26. März hier eingetroffen. Arbeit viel, vielleicht aber komme ich im Sommer doch zu meinen lungauischen Erinnerungen.

Mich bestens empfehlend

Ihr

ergebenster
Moritz Schleifer.

Haag in Oberösterreich, 16. April 1874.

Lieber Herr Professor!

Nun habe ich endlich meine „Wanderung durch den Lungau“ beendet, und da Sie eben die erste Anregung dazu gegeben haben, so müssen Sie mir schon gestatten, daß ich das Manuscript — gleich im

Concepte, daher die zahlreichen Correcturen — in Ihre Hände niederlege. Kann es der „Alpenfreund“ brauchen, wohl und gut. Es geschieht mir gewöhnlich, daß mir meine Aufsätze zu lang werden, vielleicht ist es auch hier der Fall gewesen, aber es handelt sich ja um eine terra incognita.

Werden Herr Professor heuer keine Sommerfrische aufsuchen? Ich werde in der ersten Hälfte August auf ein paar Tage ins Pusterthal und bis nach Villach kommen und würde mich sehr geehrt fühlen, Ihnen irgendwo zu begegnen, denn daß Sie einmal in unsere sehr fruchtbaren, aber ziemlich reizlosen Gegenden sich verirren sollten, dazu habe ich wohl wenig Aussicht.

Mit herzlichem Gruße verharre ich

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 16. Juli 1874.

Lieber Herr Professor!

Sie sind nun wohl schon längst aus Ihrer Sommerfrische zurückgekehrt und in den gewöhnlichen Kreis Ihrer Beschäftigungen wieder eingetreten.

Ich habe sehr bedauert, Sie bei meiner Ankunft in Innsbruck nicht mehr angetroffen zu haben.

Da ich nun nicht das Vergnügen hatte, Sie persönlich kennen zu lernen, erlaube ich mir, mich in effigie vorzustellen und würde sehr erfreut und geehrt seyn über einen ähnlichen Gegenbesuch.

Ein paar Bände des „Alpenfreundes“, welche Zeitschrift ich bisher nicht kannte, habe ich in Schluderbach gesehen und sie sehr interessant gefunden. Werde mich darum umsehen.

Mich freundlichst empfehlend, verbleibe ich mit Hochachtung

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 27. October 1874.

Verehrter Herr!

Soeben erhalte ich das jüngste Heft „Alpenfreund“, es bringt Nro I des Lungau. Zugleich schreibt mir Amthor, er werde Ihnen alles unter Recepisse schicken; frühere Sendungen an Sie seien verloren

gegangen; meine Photographie haben Sie wol erhalten und vielleicht mein verzensurirtes, verdruckfehlertes Allerlei aus Italien gelesen. Neues nichts. Sie schwitzen wol ob den Akten und ich ob geologicis und den Tragödien von Aeschylos, die sehr schwer zu knacken sind.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 4. December 1874.

Lieber Herr!

Spät genug komme ich geplagtes Menschenkind dazu, Ihnen für die freundliche Übersendung Ihrer Fotografie vielmals zu danken.

Ihr italienisches „Allerlei" habe ich leider nicht kennen gelernt; wo ist es zu finden? Zeitschrift? Buch? Auf dem Lande hat man sein wahres Kreuz; man erfährt von nichts.

Es wird mich freuen, den „Alpenfreund" auch einmal zu bekommen. Wenn sonderbarer Weise Alles nach Haag, Ob.-Oest., Adressirte verloren geht, so wäre vielleicht am besten im Wege der Maier'schen Buchhandlung in Salzburg, von der ich ein paarmal im Monat Sendungen erhalte.

Aber sieh, in diesem Augenblicke bringt mir die Briefausträgerin den Alpenfreund VII 5; die Bahn ist also gefunden und ich bin glücklich entdeckt.

Ich bin erstaunt, daß Sie Geologie und Aeschylos vortragen, das sind doch verschiedenartige Fächer. Daß ich mich mit letzterem auch beschäftigt habe, mag anliegendes Blatt — das 3. Stück der Perser Trilogie betreffend — darthun. Zum Kopfzerbrechen habe ich übrigens nie Zeit gehabt. In einer Hand den Text, in der andern den Droysen, — endlich kommt man auch fort.

Nun leben Sie recht wohl, viel Dank für alle Gefälligkeiten und ein glückliches neues Jahr.

Mit vielen Grüßen

Ihr

ergebenster

M. Schleifer.

Haag, am 11. December 1874.

Lieber Herr!

Ihr prächtiges „Anthedon" hat mich sehr erfreut. Die moderne Muse ist demokratisch geworden; sie sucht entweder mit den Philistern

„stille Winkel“ oder läuft schamlos dem gallischen Phallos nach; um so mehr überrascht es, wieder einen Stoff behandelt zu sehen, wie ihn die große Zeit unserer Literatur liebte.

Als kleine Gegengabe ein Epigramm, das ich jüngst beim Lesen der Danaiden fertig brachte. Wenn man bei Shakespeare an einen antiken Poeten denken darf, ist es doch nur Aeschylos.

Ueber Aeschylos trage ich nicht vor, wol aber liegt er zwischen den Steinen und Apparaten meines Cabinetes und um nicht ganz petrifizirt zu werden, thue ich hie und da einen Schluck daraus.

Mein „Allerlei aus Italien“ finden Sie in der Wiener Abendpost vom November. Es zieht durch drei Nummern.

Sie mögen es in Ihrem Haag einsam genug haben; wenn Sie nicht etwa Abends die Pfeife im Mund mit den „Honoratioren“ an Arthurs gefeiter Tafelrunde sitzen, vor der die gewöhnlichen Haager scheu mit gezogenem Hut vorüberschleichen.

Ich bin einsam wie Sie, denn Innsbruck bietet nicht viel Gesellschaft; es liegt jedoch an der Eisenbahn und da kann ich, wenn ich Zeit und Geld habe, nach Italien abfliegen.

Amthor soll Ihnen den ganzen „Alpenfreund“ schicken; ich schäme mich statt seiner, daß er es noch nicht gethan.

Gedenken Sie meiner auch im neuen Jahre freundlich, und so rufe ich Ihnen ein herzliches Glückauf! zu.

Ihr

treuergebener

Pichler.

Innsbruck, 16. December 1874.

Brüder:

Aeschylos schwang sich empor in reinere Höhen des Aethers,
Nahm vom Schooße des Zeus muthig den Schlüssel des Rechts;
Umfang, Tiefe des Seins bestimmtest Du, mächtiger Shakespeare,
Weil sich der Menschheit Brust innerst erschlossen vor Dir.

Lieber Herr!

Meinen besten Dank für den Brief und das beigefügte sinnvolle Distichon-Paar auf den tiefsinnigsten Tragiker, — ich wollte, ich könnte eine werthvollere Gegengabe bieten, als anliegende unbedeutende Kleinigkeiten, die eben mein jüngstes Töchterlein copirt hat. — Ein Schelm, wer mehr thut, als er kann.

Von Amthor bekam ich vor ein paar Tagen Zusage vieler schöner Sachen, worunter Ihriges, worauf ich mich sehr freue.

Sehr erstaunt war ich über Ihre Aeußerung bezüglich der wenig entsprechenden Gesellschaft in Innsbruck. Ich hätte gedacht, in einer Universitätsstadt sollte sich ja täglich ein platonisches Symposion arrangiren lassen. Nu, ich habe schon mehr Enttäuschungen erlebt.

Ich bin mit Arbeit ganz überhäuft, namentlich, da mein Adjunct zum Bez.-Richter avancirte und schleunig fortkam und ich mich 14 Tage allein behelfen mußte. Kam daher weder zum Lesen noch zum Schreiben.

Und nun heute am Sylvester-Abend nochmals ein Glückauf für 1875, — und herzlichen Dank für alles freundliche und wohlwollende Entgegenkommen.

Ihr

sehr ergebener

Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 31. December 1874.

Schlaf und Tod.

Sarpedon stürzt am Simois vom Wagen,
Getroffen von Patroklos' Lanzenstoß;
Apollon selber wendet nicht sein Los,
Doch, was er kann, will er ihm nicht versagen.

Und er gebeut, den Leichnam heim zu tragen,
Dem Brüderpaare Hypnos, Thanatos;
Fort schweben sie durch heitrer Lüfte Schooß,
Bis hin, wo Lykias Felsenufer ragen.

Der Schlaf, der Tod, — welch tröstendes Symbol!
Sie sind es, die der lichte Gott uns sendet,
So oft ein Tag, so oft ein Leben endet;

Im Schlaf, der Traumwelt geisterhaftes Weben,
Im Tod, ein seliges Hinüberschweben,
O sei gepriesen, lykischer Apoll!

Im Archipel.

O selig Schaukeln zwischen den Kykladen!
Im Abendgolde glänzt die Inselwelt,
Und ferne Segel schimmern, leicht geschwellt,
Wie Reiher, die ihr grau Gefieder baden.

Und über Samos dämmernden Gestaden
Steigt leis die Nacht empor am Himmelszelt,
Ihr dunkler Mantel wunderbar erhellt
Von Perlen der Hyaden und Plejaden.

Nimm, lächelnde Euploia, uns're Spende!
Du leitetest uns sanft an Delos Bord,
Schon winkt im Abendroth uns sein Gelände.

Schon drängen sich um ihn geschmückte Kähne,
Und in den Lüften, hoch vom kalten Nord,
Zieh'n rauschend über uns Apollon's Schwäne.

Verehrter Herr!

Für die zwei herrlichen, stimmungsvollen, sinnigen Sonette aufrichtigen Dank. Wir Beide sitzen im Norden eingeschneit, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", da freut es mich, einen verwandten Hauch zu spüren.

Die Symposien zu Innsbruck duften mir zu viel nach Wein, Bier, Braten und Cigarren und doch sollte man daran Theil nehmen, wenn man hier etwas gelten will. Um aber hier etwas zu gelten, dafür reut mich die Zeit. Die Professoren sind tüchtige Fachmänner, was hilft mir das? Da hab' ich an meiner Mineralogie und Geognosie mehr als genug.

Die Studenten? Nun, ich erinnere mich an die Zeit, wo ich noch Jüngling, mit begeisterten Jünglingen über diese Höhen stieg, auf denen ich jetzt einsam mit ergrauendem Haar Steine klopfe. Heute haben die Studenten meist nur den Brotkorb vor Augen, ist der erreicht, so findet sich wol noch ein Weib, und Kunst und Wissenschaft können dann als Mohren gehen. Auf solche Stirnen fällt kein idealer Funke. Wie ich studirte, wehte die Ahnung von 1848 durch uns; das nationale Gefühl, das kann Krug und Schläger nebst dem bunten Firlefanz nicht ersetzen.

Die Studenten aus Wälschtirol sind nicht selten Italianissimi, aber das ist doch wenigstens etwas, das begeistert sie doch wieder für die Literatur ihres Volkes und hebt sie über die vierte Bitte des Vaterunsers.

Ist Ihr „Anthedon" schon gedruckt? Wenn nicht, möchten Sie mir gestatten darüber zu verfügen?

Grüßen Sie mir Ihr schreibfertiges Töchterlein.

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 10. Jänner 1875.

Lieber Herr Professor!

Viel länger, als ich beabsichtigte, mußte ich die Beantwortung Ihres letzten, mir so werthen und schätzbaren Schreibens hinausschieben, um Neujahr ist immer eine besonders angestrengte Zeit. Vorige Woche bekam ich von Amthor eine ganze Sendung sehr interessanter Artikel. Auf meinen besonderen Wunsch befinden sich darunter Ihr „In Lieb' und Haß" und die Marksteine. Ersteres habe ich bereits vollständig durchgemacht und mich an Ihren markigen, körnigen Worten wahrhaft erquickt und gestärkt; letztere habe ich gestern angefangen, nach den Titeln muß ich einiges bereits irgendwo gelesen haben. Bin Amthor für diese Gaben sehr dankbar. Die hiesige Gesellschaft bietet natürlich gar nichts, was über das flachste Niveau hinausgeht. Ich hatte es anderwärts auch auf dem Lande schon besser getroffen. In Braunau z. B. hatten wir ein paar Familien zum Umgang, mit denen wir bisweilen ganz angenehme Abende verbrachten. Die Töchter des Bez.-Arztes Spitaler (er war aus Innichen und ein sehr lieber Mann) pflegten gern mit ihrer Gouvernante und ein paar anderen Mädeln kleine Komödien aufzuführen, und so wurde ich einst zum Geburtstag ihrer Mutter gepreßt, ihnen ein Stück zu schreiben, ausschließlich mit weiblichen Rollen, 4 erwachsene, 2 Kinderrollen.

Halten Sie es für keine Anmaßung, wenn ich Ihnen den kleinen Scherz „Flucht und Rückkehr", so flüchtig er entworfen wurde, mittheile, vielleicht verschmäht Ihr Fräulein Tochter nicht, die Bagatelle anzunehmen.

Nun ist Dr. Spitaler todt und die damaligen Darstellerinnen in alle Winde zerstreut.

Ueber Anthedon belieben Sie nur zu verfügen, er ist nirgends erschienen, ich habe solche Dinge in Fülle und weiß so damit nicht, wo aus und wo ein.

In meinem Lungauer Aufsatz haben sich leider mehrere sinnstörende Druckfehler eingeschlichen; kein Wunder, bei dem Gekritzel eines Gichtbrüchigen.

Meine kleine Dorl fühlt sich sehr geehrt durch den Gruß und erlaubt sich, ihn für sich und ihre Schwestern ihn Ihrer Frl. Tochter zu erwidern, die, wie wir (mirabile dictu) hier in Haag erfahren haben, während der Sommerfrische mit Ihrer verehrten Familie auf dem Achensee herumgondolirte, eppich bekränzt, gleich den Kriegern Timoleon's im Plutarch.

Jetzt heißt es aber wieder, sich in den Actenstaub zu versenken bis 6 Uhr Abends mit kleinen Zwischenpausen.

Unter andern, heut hat Gregorovius seinen Geburtstag, einer meiner Lieblinge. Ich führe über solche Erinnerungen genaue Aufschreibung, die ich täglich morgens nachsehe.

Und nun, Verehrtester, leben Sie wohl. Mit freundlichsten Grüßen

Ihr

ergebenster
Schleifer.

Haag, 19. Jänner 1875.

Verehrter Freund!

Für die „Griechinnen" („Flucht und Rückkehr") meinen und meiner Töchter besten Dank. Sie haben uns Allen große Freude gemacht, nur daß ich mich anfange zu schämen, weil ich gar keine Gegengabe bieten kann. Meine Muse will von einem solchen Heiden wie ich bin, nichts mehr wissen und ist als fromme Tirolerin ins Kloster gegangen. Indeß ganz sollen Sie mir's doch nicht hinabthun; ich habe auf gleichem Gebiete wie Sie dramatische Lorbeern gepflückt. Freilich sind es schon dreißig Jahre. A. Stifter und ich verkehrten in einer Familie; es sollte zu Weihnachten ein Festspiel gegeben werden, und so begann er den sächsischen Prinzenraub zu dramatisiren. Nach einem und einem halben Act verleidete ihm die Sache und er lud sie mir auf. Ich brachte sie auch fertig und wirkte dann als Soufleur mit, bis man mich zum Schluß aus meinem Kasten herausklatschte. Schade, daß das Manuscript verloren ist; ich war dort eben ein leichtsinniger Bursch' im leichtsinnigen Wien. Für Ihre sechs Griechinnen erbitte ich mir ebenfalls die Erlaubniß, darüber verfügen zu dürfen und werde sie gewiß mit guter Ausstattung an Mann bringen. Bitte nächstens Antwort.

Ich verbringe gewöhnlich sechs Wochen der Ferien mit meiner Familie in der Pertisau am Achensee. Vormittag und wenn Gewitter drohen, lieg' ich mit meinen Buben im Schiff auf dem Wasser und fische; Abends fahr' ich wohl mit Frau und Kindern dem Ufer entlang und so mag es wohl eingetroffen sein, daß gerade eine meiner zwei Töchter ruderte, während Ihr Berichterstatter zuschaute.

Nächstens hoffe ich Ihnen unter Kreuzband eine archäologische Bagatelle senden zu können; ich brauche eben allerlei Zugemüse zu meinen Steinen.

Ja ich bin sogar Ketzer genug, zu glauben, daß derjenige, welcher die Schlacht von Marathon im Herodot mit Verständniß liest, daran mehr hat, als wenn er alle Thiere, Pflanzen und Felsarten in und um Marathon nennen und beschreiben könnte.

Sie haben die Gicht? Ich auch! Sie vom Sitzen in der Kanzlei, ich vom Verkühlen auf den Bergen; vom Wohlleben gewiß weder der eine noch der andere.

Glück auf!

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 28. Januar 1875.

Lieber Herr Professor!

Vor Allem meine besten Grüße und da nun auch die „Marksteine“ mit großem Interesse gelesen habe, drängt es mich, Ihnen für diese mannhaften Gedichte meine aufrichtigste Befriedigung an den Tag zu legen. Ich werde selbe nun öfters zur Hand nehmen, insbesonders haben mich die poetischen Tiroler Erzählungen sehr angemuthet.

Um so mehr zu bedauern ist es, daß Sie jetzt die Poesie an den Nagel hängen, obwohl das sich auch begreift, da die Prosa des Lebens sich oft so unverschämt breit macht, daß ihre idealische Schwester absolut keinen Platz mehr findet. Ich will von mir selbst gar keine Erwähnung machen, da ich als dilettantischer Eindringling gar nicht zähle, aber wo sollte ich jetzt, wenn ich mich acht Stunden lang am Stehpult hinabgeplagt habe, eine Stimmung hernehmen?

Ich war erstaunt, daß Sie je mit A. Stifter zusammen arbeiteten; bei der Altersverschiedenheit (23. Oct. 1805 und 4. Sept. 1819) und da Stifter meines Wissens nie aus Wien-Linz hinausgekommen ist, hätte ich das gar nicht vermuthet.

Es freut mich sehr, daß die dramatische Kleinigkeit bei Ihnen Gefallen findet und es würde mich auf's angenehmste überraschen, wenn in der Zeit des Offenbach-Cultus eine so bescheidene und anspruchslose Bagatelle Darstellerinnen und Publicum findet. Auf eine solche Würdigung hätte ich wahrhaftig nicht mehr gerechnet.

Wir hätten einen recht hübschen Winkel in unserem engeren Vaterlande, der wohl eine eingehendere und allgemeinere Beachtung verdiente, das Gebirgsland von Steier und Kremsmünster an, das Wollner-, das Kirchdorferthal, der Stader, Spital am Pyhrn, Weier, Waidhofen an der Ybbs, — aber seit ich im ämtlichen Joche stecke, hören solche Partien

ganz auf und ich bin ein Fremdling in meiner eigenen Heimath geworden. Uebrigens soll es jetzt dort sündhaft theuer sein.

Lieber Herr, leben Sie recht wohl, seien Sie bestens bedankt für Ihre Freundlichkeit, von der ich förmlich gerührt bin.

Ihr

sehr ergebener

Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 1. Februar 1875.

Da auf Stifter die Rede gekommen ist, möchte ich Sie doch mit einem Sonett bekannt machen, das ich bei seinem Tode in ein hiesiges Localblatt gegeben habe.

Der Hochwald rauscht und schüttelt seine Zweige,
Klarissa sitzt am stillen Zaubersee;
Auf seiner Insel zieht der Greis im Schnee,
Und finsterer Nebel deckt des Waldwegs Steige.

Schon naht der Jude von des Atlas Neige,
Brigitta schreitet schweigend durch den Klee,
Und tief erfaßt von unnennbarem Weh
Umschlingt Marie die Schwester mit der Geige.

Nun klingt auch Margarita's Klageton,
Am Fuß der Narrenburg weint Chelion
Und lauscht der Harfe zauberhaften Schauern.

Bald schweben sie heran in stillen Schauern
Und legen Kränze hin, mit frommen Zähren
Das Grab des Meisters, der sie schuf, zu ehren.

Verehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Uebersendung Ihres mir sehr interessanten Heftes: „Die Antiken im Museum."

Wollte, ich könnte auch was entgegnen. Werde zwar nächstens etwas Grösseres zur Einsicht mittheilen, ob es anspricht? — Dubito! Bei uns grimmiger Winter.

Mit vielen Grüßen

Ihr

sehr ergebener dankschuldiger

M. Schleifer.

Haag, 21. Februar 1875.

Lieber Herr Professor!

Mit Uebersendung Ihrer Broschüre: „Zu meiner Zeit", die mir heute zugekommen ist, haben Sie mir eine große Freude bereitet und ich danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit für mich verschollenes Menschenkind. Ich konnte im Augenblick nur ein paar Blicke hineinwerfen, werde aber noch heute mit größtem Interesse mich darüber hermachen.

Es geschieht nicht ohne Bedenken, wenn ich Ihnen anliegend ein Manuscript „Jakobäa von Bayern" mit der Bitte sende, gelegentlich einen Blick hineinzuwerfen. Ueber die Fehler kann ich unmöglich im Unklaren sein. Es ist mir während der Arbeit weit über seinen projectirten Umfang hinaus angewachsen und statt der dramatischen Prägnanz ist es in epische Breite verfallen, voll unnöthiger Beschreibungen und wechselt fast in jedem Acte die Tonart. Hätte ich nur Zeit, so würde ich es diesen Sommer umarbeiten, d. h. die Hälfte oder mehr streichen, es könnte dann wenigstens in ein darstellbares Stück übergehen. Aber erstens komme ich nicht dazu und zweitens würde es auch dann seinen friedlichen Schlaf fortsetzen. Uebrigens würde es mich freuen, wenn Sie diese Dilettantenarbeit hie und da erträglich finden würden. Das gleichnamige Stück von Friedrich Marx habe ich erst später kennen gelernt.

Nochmals meinen Dank und meine Empfehlungen unbekannter Weise an Ihre verehrte Familie und meine besten Grüße und — Entschuldigung für meine Zudringlichkeit.

Ihr

sehr ergebener

Schleifer.

Haag, 25. April 1875.

Verehrter Freund!

Da jetzt meine geologischen Ausflüge beginnen, hab' ich mich vorher noch eilig an Ihre „Jakobäa" gemacht. Das poetische Element des Stückes fällt nicht mit dem dramatischen zusammen, wie Sie richtig bemerkt; es braucht die scharfe Hand eines Bühnentechnikers, der viel aushauen und manches Schlaglicht aufsetzen müßte. Und wär' das auch geschehen, was hülf' es Ihnen? Das Stück würde doch nicht aufgeführt, denn für das Bum-Bum-Publicum ist nicht die Poesie, sondern die Mode Tagesfrage.

Meine Confessionen, die allerdings nicht im Sinn und Styl Augustins sind, werde ich vorläufig nicht fortsetzen, im Druck nämlich, handschriftlich fertig sind 3 Hefte.

Ich war zu Ostern in Rom.

Neues nichts, wenn Sie nicht mit meinem neuesten Epigramm vorlieb nehmen wollen.

* *
*

Für den Gerechten ist das Sittengesetz ein Triumphthor,
Als caudinisches Joch fürchten die Schlechten es nur!

Grüße an Ihr Haus. Glückauf!

Pichler.

Innsbruck, 1. Mai 1875.

Verehrter Freund!

Ihre Zeilen erhalten. Gestatten Sie mir den Ausdruck aufrichtiger Theilnahme und den Wunsch, daß sich alles zum Guten wenden möge! Vielleicht finden Sie im Herbst einige Wochen, wo Sie procul negotiis frei aufathmen können! Ich klopfe, soweit es Zeit und Muße gestatten, Steine; genieße dankbar Frühling und Welt und bin mit mir selbst zufrieden, daß ich mich herzhaft so ziemlich aller Schriftstellerei entschlagen.

Mit besten Grüßen

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 21. Juni 1875.

Lieber Herr Professor!

Herzlichen Dank für den soeben eingelangten interessanten Aufsatz „Mit einem Geognosten" in der Frauenzeitung, der für mich wahrhaftig wie eine Alpenblume aus Tirol war und so angenehme Erinnerungen weckte. Besonders erfreut mich, daß Sie mich nicht ganz aus dem Gedächtniß verloren haben. Wenn ich nur auch eine Gegengabe hätte!

Hat denn der „Alpenfreund" ganz aufgehört?

Gestern vor 8 Tagen hat mich ein Schlaganfall getroffen, den ich aber tapfer abgewehrt habe.

Hochachtungsvoll

Schleifer.

Haag, 1. April 1876.

Lieber Herr Professor!

Endlich wieder ein Lebenszeichen von Ihnen wahrgenommen. „Von der Eng“ in der „Neuen freien Presse“ — meinen besten Beifall! Sie werden ohne Zweifel wieder am blauen Achensee gewesen seyn! Am Leben bin ich auch noch, aber — kaum recht lebensfähig. Ich habe am 4. d. M., Ihrem Geburtstag, lebhaft an Sie gedacht.

Mit meinen wärmsten Grüßen

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag, 26. September 1876.

Verehrter Freund!

Sie hatten Recht; seit 17. Juli war ich am Achensee, aus dem ich heuer 240 Barsche fing, und bin am 6. nach Innsbruck zurückgekehrt. Ich bin viel im Hochgebirg herumgestiegen; einmal überraschte mich mitten im Gewänd ein Sturm und vertrug mir den Hut, daß ich ihn gar nicht mehr holen konnte. Zum Schluß ein Gußregen.

Am 24. August pflückte ich die erste Herbstzeitlose; ein furchtbarer Sturm, der den Schnee fast ins Thal trieb, bestätigte die Voraussage des Blümchens; dann unternahm ich noch einen Ausflug nach Wien, am 23. wagte ich noch einen späteren Ausflug über das Penserjoch und Aberstückel nach Meran.

Jetzt sitze ich vorläufig fest zu Innsbruck. Ueber unsere geselligen Verhältnisse habe ich Sie unterrichtet.

Wenn hier in früheren Jahren der Hauch der Poesie wehte, so wird jetzt mehr wissenschaftlich gearbeitet, und das ist kein Schade. Unsere Poeten schnarchen noch hie und da lyrisch; der wackere Christian Schneller ist ein hypochondrischer Dachs geworden. Von L. v. Hörmann erwartete ich mehr, er sammelt jedoch Stoff für Land und Leute, um so besser. Freilich ist mit ihm schwer auszukommen, weil er überall böse Absichten voraussetzt, mit Unrecht; es will ihm niemand übel. Am allerwenigsten ich, wenn ich auch manchmal ein bischen rumple. Hab' ich Ihnen nicht schon von seiner Frau gesprochen? Klein und unansehnlich wie eine Nachtigall, singt aber auch so; bisweilen sogar fast mit einer kräftigen Männerstimme. Aus der „Begeisterungskanne“ unseres überfleißigen Germanisten Ig. Zingerle tropfte auch in früheren Jahren nicht das Naß der kastalischen Quelle; der lustige Peter Moser trinkt zu Roveredo Isera, und Johann Pfeifer ist alt geworden. Lasen Sie

sein treffliches Harfenlied? Nicht ohne Witz und Laune schreibt Balthasar Hunold, er handhabt auch die äußere Form geschickt. Meine liebe alte Jugendfreundin Cornelia mit dem hohen edlen Geiste spricht Gedichte, aber schreibt keine. Nicht wahr, das ist ein gemaltes Buffet? Könnte um einige Gänge von lyrischen Heuhupfern vermehrt werden, Sie haben jedoch ohnedem genug!

Cadentia sidera suadent somnum!

Wie geht es Ihnen? — Ich bin Ihretwegen nicht ganz ohne Sorgen. Schreiben Sie bald!

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 1. October 1876.

Verehrtester Freund!

Sie haben Recht. Ich bin in Folge wiederholter Schlaganfälle erkrankt und muß seit 15. October das Bett hüthen, es ist gerade kein acuter Fall, aber endlos langwierig. Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und ein glückliches neues Jahr. Nächstes Jahr gedenke ich in Pension zu gehen, vermuthlich nach Salzburg. Wie haben Sie nur meine Erkrankung erfahren? Leben Sie recht wohl.

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer,

k. k. Bez.-Richter.

Salzburg, 26. December 1876.

Der letzte Brief von Moritz Schleifer.

Lieber Freund!

Soeben habe ich zu meiner Ueberraschung Ihr liebes Schreiben erhalten und mache mich sogleich an die Beantwortung desselben, die ich meiner Dora andiktire.

Ich lege auch ein Gedicht bei: „Die Römerstraße bei Kuchl“. Würde es vielleicht auch in den „Alpenfreund“ passen?

Es ist mir in der letzten Zeit wahrhaftig schlecht gegangen. Sie haben recht gehört, daß ich krank war, und zwar den ganzen Winter über und ich bin auch jetzt zum Absegeln bereit.

Ich habe mich daher pensioniren lassen und bin, weil zur activen Dienstleistung nicht mehr tauglich, nach Salzburg gezogen.

Ich beneide Sie um die Fähigkeit, das Leben zu genießen und wünsche Ihnen so lang als möglich diesen Genuß, weil das Kranksein eine traurige Sache ist, besonders, wenn Einem sogar das Lesen und Schreiben bedeutend schwer fällt.

Sie schreiben, Sie hätten geglaubt, ich hätte Sie vergessen; es war aber nicht der Fall, Sie sind überhaupt der Mann nicht, auf den man — vergißt.

Aber was hätte ich Ihnen denn auch schreiben können, als Briefe angefüllt mit Klagen.

Ich will übrigens in Kurzem meine Wohnung ändern, was ich dann bekannt geben werde, da ich jetzt weiß, daß Sie mich nicht vergessen haben und noch Antheil an mir nehmen.

Also für jetzt sage ich Ihnen nochmals Dank für Ihr Schreiben und empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft. Mit dem Ausdrucke der Hochachtung

Ihr

ergebenster Freund
Moritz Schleifer.

Salzburg, am 1. August 1877.

Der Landschaftscharakter der persischen Steppen und Wüsten.

Beobachtungen, gesammelt auf einer österreichischen Forschungsreise.

Von Dr. Otto Stapf.

(Schluß.)*)

Wenn die Lehnen des Berg- und Hügellandes die eigentliche Heimath der Phrygana sind, so entfalten sich die Fluren hochwüchsiger Stauden vorzugsweise auf den verflachten Schutthalden, welche den Bergzügen vorliegen, über den Thalböden und Ebenen, soweit diese nicht zu stark entwässert sind, und in den Mulden des Gebirgslandes. Auch die Zahl der Arten der sommerharten Stauden ist groß, wenn sie auch der Zahl derjenigen Arten, welche die Phrygana zusammensetzen, nachsteht. Ebenso gehören auch sie den verschiedenartigsten Familien, zumeist aber den Compositen und Lippenblüthlern an. Ein Theil ist wehrlos, mit verhältnißmäßig gering entwickelten Schutzmitteln gegen die feindseligen Gewalten des Sommers ausgerüstet. Er sucht naturgemäß die Schatten der Felsschluchten, den Schutz des Gesträuches, die Ränder der Quellen und Bäche oder die Muldenböden des Saerhadd auf, wo ihm noch bis spät in den Sommer hinein die Schmelzwasser zufließen. Auf den Felsterrassen der Tange stehen im Dschaengael sehr oft die hohen Stauden großer Alceen, einer Gattung aus der Familie der Malvengewächse, mit ihren leuchtenden großen weißen, gelben und rosenrothen Blumen, während im Grunde zwischen dem Gesträuch hohe Inulen, Centaureen, Sylphien und die gewaltigen Stauden der Crambe sich breit machen und auf sonnigen Böschungen neben allerlei Gestrüpp die schlanken Eremostachys-Stauden mit ihren großblumigen Blüthenähren, Salbei-Arten, Silenen, Gypsophilen u. s. w. aufragen. Hoch oben im Saerhadd lockt, oft weithin sichtbar, eine freudig grüne

*) Siehe „Oesterr.-Ungarische Revue", IV. Bd., S. 227 u. 348; V. Bd., S. 51.

Fläche. Es ist der Grund einer Mulde, die sich nach dem Thale öffnet, überwuchert von einer üppigen Flur von Phlomisstauden. Hochstengelige Malven beleben mit den glänzenden Farben ihrer Blüthen auch die reifenden Getreidefelder der Thalgründe, während auf verlassenem Culturboden, alles andere Gewächs rings um sich erstickend und ertödtend, die gefürchtete Glycyrrhiza wuchert, die ihr reiches Laubwerk durch ihre viele Meter tief hinabsteigenden Wurzeln stets leicht mit Wasser versorgt. Diese Glycyrrhiza-Fluren, die beispielsweise in der Ebene von Persepolis große Flächen bedecken, stehen durch ihre dunkle, fast braungrüne Farbe in merkwürdigem Gegensatze zu dem Colorit der übrigen großen Staudenfluren und dem fahlen Farbenton der persischen Landschaft überhaupt. Theilweise nicht so tief wurzelnd, theilweise auf unverhältnißmäßig ungünstigeren Boden angewiesen, können diese anderen Staudenfluren nur dann sich behaupten, wenn die sie zusammensetzenden Gewächse in ausgiebiger Weise gegen Sonnengluth und Trockenheit geschützt sind. Bei einem Theile derselben wiederholt sich, was wir schon früher an vielen Sträuchern gesehen, die Einschränkung der Laubentwickelung, bei anderen übernehmen Haarkleider, Wachsüberzüge, die Anhäufung wasserzurückhaltender Stoffe im Pflanzenkörper, die Ausscheidung großer Mengen ätherischer Oele, welche die Flur in eine das Licht theilweise absorbirende Atmosphäre hüllen, vor Allem aber die derbe Entwickelung der Oberhaut und die Umbildung der Blätter, Blatttheile oder Blattspitzen in harte, stechende Dornen diese Rolle, oder es verbinden sich wie gewöhnlich mehrere dieser Einrichtungen zur Vertheidigung einer und derselben Pflanzenart. Darum fast ausnahmslos die gedämpfte, ins Graue oder Braune spielende Farbe dieser Fluren. In bleichem, bräunlichem Grün dehnt sich die Phlomisflur auf den Böden und den Flankenhalden der Thäler des äußeren Biaban bis hinauf in das Nieder-Saerhadd. Der Staub der Steppe fängt sich in dem zottigen Pelze der Blätter und Stengel und selbst in dem feinen Flaum der gelben oder purpurnen Blüthenkronen und erstickt den Glanz und das Feuer der Farben. Noch manche andere Lippenblüthler, wie Nepeten und Marrubien, gesellen sich hinzu, aber oft noch dichter behaart theilen sie dasselbe Loos. Uebrigens vertrocknen schon im August ihre Blätter und sterben nach der rasch eintretenden Fruchtreife die Stengel ab. Nun faßt sie der Wind, bricht sie und treibt mit der trockenen Spreu sein muthwilliges Spiel. Es ist merkwürdig zu sehen, wie hoch diese abgestorbenen Phlomisstauden von den Windhosen, welche tagtäglich über die Fläche

ziehen, emporgerissen werden, wie sie mit ihnen blitzschnell dahinwirbeln, um dann plötzlich niederzustürzen. Wie gewisse Phlomisarten, so bilden auch einzelne Centaureen, wie Centaurea squarrosa und C. Belangeriana und mehrere Disteln, vor Allem die Cousinien solche „Steppenhexen“. Die ersteren bilden lockere Ballen vielfach durcheinander gewirrter, steifer und zarter, blattarmer Zweige; die letzteren bieten in ihren steifen, stechenden Blättern und den oft gehäuften Blüthenständen dem Winde eine ausgiebige Angriffsfläche. Auch sie wirft der Wirbelwind hoch in die Luft. Lautlos hüpfen und gleiten die Ballen der Centaureen über den Lehmgrund der Ebene, raschelnd springen und rollen, sich immerfort überstürzend, die dürren, fahlen Distelleichen im Abendwind, der von den Höhen herabweht, über den Kies der breiten Flankenhalden.

Freundlicher ist das Bild der Cousinienflur, wenn sie in der zweiten Hälfte des Frühlings eben zum vollen Leben erwacht ist und bis in den Sommer hinein, bevor noch die Früchte zu reifen beginnen. Dann zeichnet sie oft in launenhaftem Wechsel mit Phlomisbeständen und seegrünen Feldern von Eryngien, einer Gattung von wehrhaften Disteln aus der Familie der Doldenpflanzen, und kugelköpfigen Echinopsarten breite Bänder und Flecken von hellgrüner Farbe über die weitausladenden Schuttgehänge, die den Fuß der Berge umhüllen. Sie wandern über die Trümmerhalden, mannigfach an Arten wechselnd, im Großen aber immer den Charakter der Distelflur behauptend, auch höher hinauf und breiten sich in flachen großen Mulden und über sanft abfallenden, kiesigen Lehnen oft nochmals mächtig aus. Manche von den Arten gewinnt hier in der Höhe ein dunkleres Grün und reicheres Laub und hilft dann mitunter jenen früher erwähnten Phlomisarten die grünen Fluren weben, welche stellenweise so freundlich, wie Alpenmatten, von den grauen Höhen der Bergketten des Saerhadd in das Thal herabgrüßen. Hier im Saerhadd, aber in tieferen und trockeneren Lagen, beginnen sich auch oft gewisse Wermutharten in größeren oder kleineren, in dichteren oder lockereren Scharen zu vergesellschaften, um dann gegen das Biaban hinaus häufiger und häufiger zu werden. Ueber gröberem Schuttboden mehr zerstreut und vielfach vermischt mit anderen, nicht Bestände bildenden Stauden, häufen sie sich dagegen über sandig lehmigem, flachem, aber doch süßem Boden mitunter zu weit ausgedehnten Beständen an. Wenn in den ersten Nachmittagsstunden die Hitze auf das Höchste gestiegen ist, dann ruht über diesen bleichen, bräunlichen Fluren eine Wolke ätherischer

Oeldünste, die sich, wenn auch dem Auge nicht sichtbar, doch bald durch ihren schweren, betäubenden Duft dem Wanderer fühlbar macht. Wenn diese Wermuthstauden auch hier an der Grenze von Saerhadd und Biaban und in den höheren Lagen des letzteren die besten Bedingungen für ihr Gedeihen finden, so sind sie doch auch allenthalben in den übrigen Theilen des Biaban bis an den Rand der eigentlichen Salzsteppen zu treffen. Ja, sie bilden im Vereine mit anderen Stauden, besonders mit einzelnen Euphorbien, mit gewissen Disteln, vor Allem aber mit trockenblätterigen oder succulenten Chenopodeen den Hauptbestand der sommerlichen Pflanzenwelt, welche die gewaltigen Eluvien des Biaban, freilich gar kümmerlich, bekleidet. Es giebt nichts Monotoneres, als diese Wüstensteppe mit ihrem trüben Grau, mit dem ausgebrannten öden Boden, auf dem verstreutes Gestäude in ewigem Einerlei starr und regenslos dasteht, weder von der ungeheueren Gluth des Tages, noch von der Kälte der Nacht berührt, gleichsam traumbefangen, wie das ganze ungeheuere Steppenland des Biaban, das dem Tode entgegenschlummert. Nur dort, wo nach den abflußlosen Senken hin wieder der Grundwasserspiegel höher an die Bodenoberfläche heransteigt, wo wasseranziehende Salze das sandiglehmige Erdreich durchsetzen und den Boden beständig in einem gewissen Grade feucht erhalten, im Umkreise der Kewirs, der Salzseen und der Ueberschwemmungsgebiete des Unterlaufes mancher Steppenflüsse, macht sich noch einmal der Segen des Wassers geltend.

Hier, wo die belebende Kraft dieses Elementes und der lebentödtende Einfluß der Salzansammlungen fortwährend um die Herrschaft kämpfen, hat sich ein merkwürdiges Compromiß herausgebildet. Die Natur hat alle ihre Pflanzengeschlechter zurückgezogen. Nur eines ist geblieben, das gerade aus dem, was den übrigen zum Verderben wird, Nutzen zieht, das in allen seinen Gliedern jene Salze anhäuft oder aber auch sie mit den Krusten derselben bedeckt. Zu den ersteren zählt die weitaus größte Zahl aller hierher gehörigen Gewächse, die typischen Vertreter der Chenopodeenform mit ihren saftstrotzenden Blättern oder Stengelgliedern, zu den anderen wenige Arten von Staticen, Reaumurien, Frankenien und von Tamarisken, welch letztere noch oft als salzbedeckte niedere Gesträuche in die Fluren der Salzsteppe eindringen. Die große Mehrzahl der Pflanzen, aus welchen sich diese Fluren zusammensetzen, ist ausdauernd; viele von ihnen sind der Form nach niedere, buschige Stauden, andere nähern sich mehr dem Wuchse der Halbsträucher und bilden oft halbkugelige, dichte Büsche.

Nur ein kleiner Theil ist einjährig, aber trotzdem von demselben langsamen Entwickelungsgang, welcher jene salzliebenden Perennen auszeichnet, so daß sie mit diesen zugleich Blüthen und Früchte tragen und sich innig mit ihnen in der Pflanzendecke der Salzsteppe verweben. Auch hier sind die Farben, wenn auch ungleich kräftiger und gesättigter als auf der nachbarlichen salzarmen Kiessteppe, mehr oder weniger gedämpft. Der dichtere, buschige Wuchs und die plumperen Formen der einzelnen Theile bewirken jedoch, daß diese Gewächse auf dem übrigens kahlen, oft durch örtlich beschränkte Salzausblühungen weiß gezeichneten Boden trotz der geringeren Zahl von Individuen kräftig und bedeutend hervortreten. Aber immer bleibt ihre lockere Vertheilung nach Art aufgelöster Herden bezeichnend. Nur sehr selten wird die Salzsteppe dichtwüchsig; dann sind es aber meist kleinere einjährige und halbstrauchige Formen, die sich zusammengesellen und kleine Salzmoore bilden.

Wenn im Berg- und Hügellande und in den salzarmen oder salzfreien Ebenen des Biaban die sommerliche Hitze und Dürre bereits schier alles Leben getödtet oder zum Ruheschlummer gezwungen hat, dann öffnen sich erst die unzähligen kleinen und unscheinbaren Blüthen dieser Succulenten und erst spät, wenn von den Hochketten des Gebirgslandes bereits wieder der erste Schnee auf die noch immer glühenden Ebenen der Senken herableuchtet, reifen die Früchte. War der Salzsteppe der Schmuck der Blüthen versagt, so ziert sie sich dafür nun mit den bunten Flügelfrüchten der Salsoleen und verwandter Geschlechter. Blätter und Stengel mancher von ihnen nehmen an der Färbung theil. Weithin erröthet dann oft die Salzsteppe in zartem oder lebhafterem, reinerem oder mehr bräunlichem Purpur, als wollte der Herbst ihr noch geben, womit sie nicht der Frühling und nicht der Sommer schmücken konnte. Wie im Biaban, so wiederholt sich auch im Germsir unter ähnlichen Bedingungen die Salzsteppe mit ihrer charakteristischen Chenopodeenflur, nur, wie es scheint, dem Bodencharakter der Region entsprechend, in viel geringerem Umfange.

Es mag aufgefallen sein, daß unter den Elementen des den Sommer überdauernden Bestandes der iranischen Pflanzenwelt der Gräser bisher nicht erwähnt wurde. In der That ist der Antheil, den sie an der Zusammensetzung desselben nehmen, ein verhältnißmäßig geringer. Wiesen erscheinen, der Natur des Landes entsprechend, nur längs einzelner Wasserläufe und an den Ufern einiger Süßwasserseen. Aber auch hier ist es nur niederhalmiges Gras, das, bar all des reichen

Blüthenschmuckes eingewobener Kräuter und Stauden, wie sie die Wiesen unserer Heimath zeigen, immer und immer wieder derselben Art, dem Hundszahn (Cynodon) angehört.

Die Vertheilung dieser schmalen Uferwiesen bringt es übrigens mit sich, daß sie sich in der Regel an Sumpfland anschließen oder wohl auch an kleine Augehölze. Hier treten allerdings noch einige andere Grasarten hinzu, allein ohne irgend eine namhafte Bedeutung für die Physiognomie dieser Augebüsche und Auwäldchen zu bekommen, dort dagegen übernimmt alsbald Schilf und selbst hochaufragendes Röhricht die Herrschaft. Unter allen Umständen sind aber solche Erscheinungen nur als etwas Ausnahmsweises zu bezeichnen, das sich fremdartig genug in der Umgebung des trockenen Steppenlandes ausnimmt. Auch im Schatten des Gesträuches der Dschaengaelregion vermag sich nur wenig Gras über den Frühling hinaus zu erhalten. Die zartblätterigen Arten, auch wenn sie ausdauernd sind, verschwinden auch hier mit dem nahenden Hochsommer.

Wer an gewisse Vorbilder aus dem südrussischen Steppengebiet anknüpfend im Bereiche des Hochlandes eine ausgedehnte Wiederholung jener weiten, lockerwüchsigen Fluren von starrblätterigen Gräsern, der Thyrsa der Russen, erwartete, würde sich arg enttäuscht sehen. Nicht als ob es an den Elementen dazu fehlte. Diese sind vielmehr in einer nicht geringen Zahl von Arten der Gattung Stipa vorhanden, nur treten sie sehr selten in so großer Menge gesellig auf, daß sie der Pflanzendecke den Charakter aufprägen. Weder der Schuttboden der Eluvien noch der Lehmgrund breiter Thalsohlen und der Senken ist ihrer Entwickelung günstig. Die hochgradige Austrocknung des Bodens, hier zum Theile auch die fast unvermeidliche Bereicherung des Bodens mit Salzen, scheinen sie davon auszuschließen. Erst auf den Flankenhalden und auf manchen sandiglehmigen, reicher bewässerten und süßen Thalböden des höheren Berglandes treten sie häufiger auf. Hier formen sie mitunter, wie die sommerharten Stauden, anscheinend ganz willkürlich vertheilte und umgrenzte, dichte und einförmige Bestände, die aber nur selten größere Ausdehnung erreichen. Am grellsten treten sie hervor, wenn im Herbste Halme und Blätter bereits vergilbt sind und ihre Fluren strohgelbe Bänder und Streifen und Flecken in den bleichen Grund der Landschaft zeichnen. Abgesehen davon erscheinen aber die Stipen und neben ihnen gewisse ebenfalls hartblätterige Gräser aus den Gattungen Agropyrum, Hordeum, Piptatherum und Melica als ein nie ganz fehlender Bestandtheil der Phryganaformation von den dürren,

steinigen Gehängen des Biaban und Germsir an bis zuhöchst in das Saerhadd hinauf. Im äußersten südlichen Gürtel treten an die Stelle der Stipen theilweise Andropogon- und Pennisetum- und Aristida-Arten mit noch starreren Blättern und Halmen. Kleine Aristiden sind es auch, die mit ihren silberweißen wehenden Fahnen in das wüste Land der Sandsteppe hinausziehen und sich hier, fast die einzigen aller Gräser, noch siegreich behaupten. Die grauen haarigen Büschel der Melicen, die duftigen Rispen der Piptatheren, die steifen, unbeweglichen Halme der Agropyren und Hordeen, vor Allem aber die immer bewegten, oft silberglänzenden Rispenfahnen der Stipen, die im leisesten Luftzuge wallen und zittern, sie alle gehen in der Gesammtwirkung des Gestrüppes und des Gestäudes, zwischen welches sie eingestreut sind, auf.

Es wäre nun verlockend, zu verfolgen, wie sich im Zusammenhange mit dieser Natur auf diesem Boden das eigenthümliche Culturleben der Völker, die ihn bewohnen, entwickelte. Allein das würde weit über die Aufgabe, welche diesen Zeilen zu Grunde liegt, hinausgehen. Nur soweit, als wir daraus noch einige Züge für den landschaftlichen Charakter dieser Länder gewinnen können, sei hier zum Schlusse darauf Rücksicht genommen. Wie eine grüne Welle zieht der Frühlingsflor über die Länder, vom Süden nach dem Norden, von den tiefen Lagen nach den Höhen vorschreitend, ergrünend und wieder verwelkend. Ihm folgt der Nomade mit seinen Heerden. Wenn auf den Höhen der Schnee noch alles Land verhüllt und wenn selbst über die weiten und tiefer gelegenen Ebenen des Biaban eisige Stürme treiben, dann grünt es bereits im Germsir unter dem Segen der winterlichen Regenfälle. Dann stehen dort in langen Reihen die schwarzen Haarzelte der Nomaden im Grunde der Thäler und auf den Flanken der Hügel. Heerden beleben die von vergänglichem Grün schimmernden Gehänge und Ebenen. Aber kaum wartet der unstete Geist der Wanderstämme das Vergilben der Gräser- und Kräuterfluren ab. Um die Tag- und Nachtgleiche werden die Zelte abgebrochen und nun wälzt sich alles, Mensch und Heerde, im langsamen, oft unterbrochenen Zuge nord- und bergwärts, gleichen Schritt haltend mit der Entwickelung der Frühlingsvegetation. Unruhiges Treiben wandernder Menschen belebt die Thäler des Dschaengael, bis die immer höher hinaufrückende Schneegrenze nach dem Saerhadd ruft, wo eine reiche Fülle von Futterpflanzen und köstliche Quellen winken. Wie im Winter im Germsir, so genießt der Nomade nun hier im Hochgebirge lange Wochen der Ruhe und der Erholung. Um die Quellen und längs der Wasserläufe schlägt er die Lager auf, deren schwarze Zelte bei Tag,

deren Wachtfeuer bei Nacht ein beständiges Element der sommerlichen Landschaft des Saerhadd ausmachen. Erst wenn die Quellen zu versiegen drohen und Schnee von den höchsten Gipfeln herabblickt, bricht er zu mühseligem Marsche durch die verbrannte, verödete Herbstlandschaft wieder nach seinem Winterquartiere auf. Es ist begreiflich, daß in einem Hochgebirgslande ohne alle Wiesencultur sich keine andere Viehwirthschaft entwickeln konnte, als die des Nomaden. Eher fand wenigstens in dem tieferen Theile der Ackerbau die Bedingungen des Gedeihens. In der That fehlt es ja kaum in irgend einem dieser Hochthäler ganz daran. Wenn seine Entwickelung nichts destoweniger eine so unbedeutende ist und das grünende Saatfeld oder der im Golde der reifen Aehren erglänzende Acker doch nur eine Ausnahme in der Landschaft bilden, so liegt ein Hauptgrund dafür in der Beunruhigung, welche die ansässige Bevölkerung durch das unstete Wesen der Wanderstämme erfährt. So war von jeher das Saerhadd die Hauptdomäne des Nomaden, wie sie es heute noch ist und voraussichtlich so lange bleiben wird, als es im Lande wandernde Stämme giebt. Aus ihm schöpfen sie ihren Reichthum und ihre Kraft.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Grenze des Germsir durch diejenige der Dattelpalme bezeichnet werde. Die Cultur derselben prägt denn auch dieser Region ihren Charakter auf. Vom persischen Golfe landeinwärts erheben sich allenthalben um die Städte und Dörfer die dunkelgrünen eintönigen Palmenhaine, bald groß und reich, bald in beschränkter Ausdehnung, je nachdem die Lage und die Wasserverhältnisse mehr oder weniger günstige sind. Die außerordentliche Widerstandsfähigkeit der Dattelpalme gegen Hitze und Trockenheit, wenn nur ihr Wurzelsystem in feuchtem, wenngleich salzigem Boden steht, ermöglicht ihre Cultur selbst an vielen Stellen der ödesten Theile des Germsir. An sie knüpft sich ausschließlich der Bestand zahlreicher kleiner Ansiedlungen. Wo Wasser in etwas reichlicherer Menge vorhanden ist, hat der Mensch dem Steppenboden Ackerland abgewonnen. Freundlich hebt sich im ersten Frühjahre das saftige Grün der Weizen- und Gerstenäcker von dem düsteren Tone der Palmenhaine und dem hellen Colorite der nachbarlichen Steppe ab. Mohnfelder mit ihrem seegrünen Laub und den großen weißen Blüthen täuschen dem Wanderer oft aus der Ferne kleine, leicht bewegte Wasserspiegel vor. Nur die Baumwollculturen bleiben lange kahl und wüst und treiben erst, wenn alles ringsum zu verdorren beginnt. In den Sumpfgründen einzelner Thäler oder ganzer Districte leuchtet es endlich von den grellgrünen Feldern der Reisbauer

auf. Aber über all dem erscheint doch immer die Dattelpalme als Wahrzeichen in der Landschaft des Germsir.

Wenn in dem reicher bewässerten Theile des Germsir die Spärlichkeit der Ansiedlungen ihren Grund mehr in den politischen und socialen Zuständen des Landes als in den natürlichen Verhältnissen hat — sie hat ja auch durchaus nicht zu allen Zeiten bestanden — so bedingen diese letzteren in dem übrigen minder begünstigten Theile den Oasencharakter derselben. Oasenartig treten dann auch aus ähnlichen Gründen die Niederlassungen im großen Gebiete des Biaban auf. Wir haben gesehen, in wie hohem Grade besonders in dieser Region das Wasser der Oberflächenentwässerung entzogen wird und dadurch für das organische Leben verloren geht. Zweifellos ließe sich durch entsprechende Einrichtungen ein großer Theil dieser versiegten Schätze wieder heben und in den Dienst der Agricultur stellen. Bei dem primitiven und vernachlässigten Zustande aber, in welchem sich die gesammte Technik des Landes befindet, geschieht dafür nur wenig. Auf diese Weise sind die Culturen auf die Nähe großer Quellen oder der Flüsse angewiesen. Wo diese nur einigermaßen ausgenutzt werden, erweist sich überall die große, oft ganz überraschende Fruchtbarkeit der Erdkrume, und selbst das heiße trockene Klima des iranischen Sommers wird zum Segen. Wo immer Wasser in genügender Menge hingeleitet wird, weicht die Steppe und Steppenwüste dem Acker- und Gartenlande, wo der Quell versiegt, tritt wieder die öde Natur des Biaban in ihre Rechte. Hart schließt oft die fahle, lockere Staudenflur an den mit Weizen, Gerste, mit Klee und Mohn und Baumwolle bebauten Ackergrund, an die mit Mauern umfriedeten, von hohen Pappeln beschatteten Weinberge und Baumgärten heran, in welchen die Granate neben der Feige und der Mandel, köstliche Pfirsiche und Aprikosen neben Pflaumen und Maulbeeren reifen, die Hecken von Rosen leuchten und der Bulbub schlägt. Eine glückliche Lage an den großen natürlichen Handelsstraßen des Hochlandes und politische Verhältnisse haben manche dieser begünstigten Steppenoasen dann überdies noch gehoben und zu Mittelpunkten des Wohlstandes und der Macht geschaffen. Wenn heute fast alle großen und bedeutenden Städte des Landes im Bereiche des Biaban liegen, so war dem doch nicht immer so. Als der politische Schwerpunkt des Reiches im Süden lag, da blühten nacheinander hart an der Grenze von Biaban, Dschaengael und Saerhadd in einem der gesegnetsten Theile des Landes Persepolis, Istakhr und Schiras und an der Grenze von Dschaengael und Germsir die Erbin von Persepolis, die Königs-

stadt der Sassaniden, Schapur. Persepolis und Schapur sind bis auf die Säulen und die Gräber der Achaemeniden und die Felsensculpturen der Sassanidenkönige verschwunden, von Istakhr findet sich kaum eine Spur, und Schiras ist heute tief gesunken. In keinem anderen Theile des Landes besteht ein solches Mißverhältniß zwischen dem, was es sein könnte, und dem, was es ist.

Es war in den ersten Tagen des Mai 1885, als ich unter der schattigen Krone eines alten Karobenbaumes bei den Ruinen von Khale Dokhter, einer alten Sassanidenfeste, über dem Tang i Tschirkun saß,*)

*) Der Autor machte im Jahre 1885 in den Monaten April bis December eine Expedition quer durch Persien, deren Ergebnisse im vorstehenden Aufsatz mitgetheilt sind. Von Indien kommend brach Dr. Otto Stapf am 21. April, nachdem eine geraume Zeit mit der Zusammenstellung seiner Karawane verstrichen war, von Buschir am persischen Golf nach Boradschun und Daläki, zwei Dörfern am Innenrande der schmalen Küstenebene, auf. In den ersten Tagen des Mai ging die Reise über Khonar Tachte und Komoredsch nach Kasrun, wo längerer Aufenthalt genommen wurde, um die Umgebung von Schapur zu durchforschen. Bei Kasrun reifen die letzten Datteln auf der Strecke Buschir-Schiras und beginnt bereits in einer Höhe von 1300 Meter der Weinbau. Am 17. Mai traf der Reisende in Däscht-Ärdschin ein, wo im Thale die Frühlingsflora schon in vollster Entwickelung war, während auf den Höhen (bis über 3200 Meter) noch Schnee lag. Am 2. Juni ging Stapf über Khane Zaenian nach Schiras. Die ungewöhnlich lang andauernde Regenzeit (bezw. der Winter) des Jahres 1885 hatte die Entwickelung der Vegetation etwas verzögert, so daß auch der Juni noch in der Ebene, besonders aber in den Bergen um Schiras, eine stattliche Ausbeute lieferte. In Schiras wurde eine neue Karawane gebildet und mit derselben am 7. Juli die Reise über den Kuh-Bamu nach der Ebene von Persepolis angetreten. Von Persepolis zog Stapf nach Siwaend am Pulvar und dann durch das Gebirge, in welchem der 3000 Meter hohe Kuh-Tscha-Siah besucht wurde, nach Imamzade-Ismail, an der sogenannten Serhad- oder Sommerstraße. Sein nächstes Ziel war die Hochsteppe am oberen Kurr und jene am Kloftar-See zwischen den mächtigen Ketten des Kuh-Abbas-Ali und des Kuh-i-Bul, welche beide bestiegen wurden. Auf der Fortsetzung der Reise berührte Stapf das in der Hochsteppe (fast 2600 Meter hoch) gelegene Dehgirdu und gelangte dann über Jezdikhast und Kumischah nach Ispahan. Die vorgerückte Jahreszeit (Ende September) ließ von weiteren Ausflügen gegen die westlichen Gebirge nur wenig mehr erwarten, weshalb Stapf sich entschloß, am Sajende-Rud hinab zu ziehen, um dessen Ende aufzusuchen und im Kewir des Gaukhani die Flora der Salzsteppe zu studiren. Hierauf kehrte Stapf über Teheran und Tiflis nach Europa zurück. — Die Kosten der Expedition bestritt Dr. Polak in Wien, der ehemalige Leibarzt des Schah, welcher 1882 eine Expedition nach Hamadan unternommen und 1884 einen Botaniker nach Azerbeidschan geschickt hatte. 1885 wurde Dr. Rodler nach Maragha gesendet und letzterer befindet sich gegenwärtig ebenfalls auf Kosten Polak's und mit einer Unterstützung der Akademie im Saerd-e-Kuh im Bachtiarenlande. Dieser-

vor mir das Trümmerfeld der alten Königsstadt Schapur, durchströmt von den trüben, reißenden Fluthen des Saefidrud, hinter mir den gewaltigen Tang, an dessen Eingang in stahlharten Marmor gemeißelt die Felsenbilder Sapor's I. von seinen Siegen über den römischen Imperator erzählen. Khonargesträuch und Steppengräser und Stauden wuchern heute über dem denkwürdigen Boden. Im Tang stehen etliche erbärmliche Rajathütten und die schwarzen Zelte eines kleinen Nomadenlagers. Von Süden her blicken aus der Ferne einige Dörfer mit Schilfhütten und verfallenen Mauern. Aermstes Volk haust hier. An einem reichen, stürmisch hervorbrechenden Quell am Fuße des Burghügels steht üppiges Myrtengebüsch, dunkellaubige Zürgeln, Weiden- und Khonarbäume. Wilde Reben ranken von Ast zu Ast und spannen ihre prächtigen Guirlanden von Stamm zu Stamm. Riesiges Rohr sprießt im Wasser auf. Der Quell rauscht, und im Gezweige schallt es vom Schlage des Bulbul, vom Gurren der Wildtauben und dem Gezwitscher schwarzköpfiger Ammern. Noch reicher wuchert es im Tang, wo die Sasunquelle entspringt und sich dem Saefidrud vermählt. Hier treten noch Pappeln, mächtige Feigenstämme, Ricinusbäume mit ungeheurem Laub, blaßrothe Oleander, Karoben und silberblätterige Oelweiden hinzu. Eine schwere, heißfeuchte Luft ruht unter dem dichten Dache der Zweige, das kaum einen Lichtstrahl durchläßt. Im düsteren Dämmerdunkel stürzt unter ihm das Wasser dahin. Es ist, als ob die Natur dem Menschen zeigen wollte, was sie hier aus sich selbst vermag und wie viel er erst aus ihr machen könnte. Der Mensch aber versteht sie heute nicht, bleibt in seinen Schilfhütten und mischt bitteres Eichelmehl in das süße, weiße Weizenbrot.

---

art erscheint auch die Reise des Dr. Otto Stapf nur als ein Glied in einer Reihe systematisch geplanter Expeditionen zur Erforschung Persiens. Es ist ein ausschließlich österreichisches Unternehmen, dessen Ergebnisse, soweit es Sammlungen sind, bisher zum allergrößten Theil der Universität und dem naturhistorischen Hofmuseum in Wien zufielen. Die Redaction.

Druckfehlerberichtigungen:

IV. Band, Seite 362, Zeile 3 von unten statt „oft ein Minimum": „**auf** ein Minimum". — Seite 363, Zeile 2 von unten statt „sich Lehmboden": „sich **der** Lehmboden". — Seite 365, Zeile 21 von oben statt „Ixcolirion": „Ixiolirion". — V. Band, Seite 55, Zeile 11 von unten statt „Periplеca": „Periploca".

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Schauspiel. Der 27. Februar brachte uns im Burgtheater drei italienische Lustspiele auf einmal. „Eine Section," ein Einacter von G. Rovetta, läßt einen jungen Mann, der von Beruf Diplomat ist, um die Gunst einer Dame werben, die er für vermählt hält und der er blindlings eine Erklärung macht, da er sie zum zweiten Male spricht. Sie geht auf seine Liebesbetheuerungen ein, bringt ihn jedoch, da sie sich für verwitwet ausgiebt und ihm die Hand zur Ehe bietet, um mit ihren zahlreichen Kindern ein neues Heim zu gewinnen, zur drolligen Verzweiflung. Da er in seine Lügenhaftigkeit verstrickt, mit voller Erkenntniß dasteht, daß ihn beim Wort nehmen ihn überführen heißt, entläßt ihn die Dame, indem sie ihm ihren Gatten vorstellt; sie hat nur ihr Spiel mit ihm getrieben. — Das Spiel der Darsteller war nicht so fein, wie das Stück es fordert, wenn es selbst sich als fein erweisen soll. Das Spiel auf der Bühne will manchmal diplomatischer sein, als manche Diplomaten.

„Eine Schachpartie", dramatisches Gedicht in einem Acte von Giuseppe Giacosa, führt in eine romantische Zeit. Auf einer Burg haust ein alter Graf mit einem jungen schönen Töchterlein. Da kommt ein Waffenfreund mit einem fröhlichen Pagen zu Besuch. Dieser Jüngling ist ein Kind der Liebe, der natürliche Sohn eines Großen, den er nicht kennt, und sieht die Welt als seine Welt an, in der er alles aus eigener Kraft gewinnen müsse und zu gewinnen sich auch zutraut. Damit hat er bereits das Herz des schönen Töchterleins des Burgherrn erobert. Und da der Graf ihn beim Wort nimmt, als er sagt, daß er alle Künste kenne wie irgend Einer, und ihm — in verrauschten Zeiten zu Nirgendheim ist alles Ersonnene wahr — die Hand der Tochter verheißt, wenn er sie im Schachspiel besiege, ihm aber den Tod droht, wenn er unterliege: da setzt sie sich selbst matt, weil er in Liebe zu Tode wund des Spiels und seines Einsatzes nicht achtet. Der Reiz der Poesie umkleidete die Blößen der Voraussetzung und erwarb dem Stücke Beifall. Was gläubig kommt, wie alles, das die Triebe des Herzens für echt nimmt, findet auch Glauben im Herzen der Zuhörer.

„Der Diener zweier Herren," Lustspiel in zwei Acten von Goldoni feierte in der alten Bearbeitung von Schröder seine Auferstehung. Da ist ein Lustspiel, das mit seinen fortlaufenden Verwechslungen abschnurrt, wie das Räderwerk eines Automaten, aber immerhin ohne einer logischen Basis der Irrungen zu entrathen. Die Verschiebungen gehen so rasch vor sich, daß man den Kunstgriff nicht mehr bemerkt; und bis die Maschine still steht, hat man so viel gelacht, daß man alles verzeiht. Das ist eine Gattung der Bühnenwerke, die ihr Recht behauptet und die schon um der schauspielerischen Leistung willen, welche die Figur des Truffaldino gestattet, aufgefrischt werden durfte.

„Der selige Paul," Lustspiel in vier Aufzügen von Michael Klapp, gelangte am 18. April zur ersten Aufführung auf der Bühne des Burgtheaters, nachdem man am Sonntag vorher im Theater an der Wien mit diesem Stücke eine Vorstellung zu wohlthätigem Zwecke gegeben hatte. Es ist nicht zu verkennen, daß Klapp von dem ernsteren Geist des Lustspiels einen Hauch empfunden hat, der, wenngleich nur als entferntes Wehen, doch immerhin merklich durch sein Stück geht. Klapp will, getreu dem Horazischen „ridentem dicere verum", lachenden Mundes Wahrheiten sagen und gelangt so zu einem Anflug von Satire in der Handlung und von Bedeutung in der Setzung der Charaktere. Paul Wüllersdorf ist in Australien reich geworden und kehrt nach der deutschen Heimath zurück mit einer stillen Liebe zu seiner Nichte Magda im Herzen. An dieses holde, jedoch seit zwei Jahren erblindete Mädchen, das im Hause Helbig's, des Schwagers Paul's, wohnt, richtet dieser seine Briefe, aus denen sie, die mit den Augen ihrer Base Fanny seine Worte liest, die Stimme seines edlen Herzens vernimmt. Er schreibt soeben aus Neapel, daß er nur noch die Insel Ischia besuchen und sodann in das Haus seiner Verwandten eilen werde. Statt seiner kommt die Nachricht, daß am bezeichneten Tage Ischia vom Erdbeben zerstört worden sei und daß der Gasthof, in den er einkehren gewollt, alle Gäste in seinem Schutte begraben habe. Nun gilt Paul für todt, trotzdem er lebendig in das Haus tritt. Niemand kennt ihn; aber alles ist mit den Gedanken beschäftigt, Trauerkleider anzulegen und die willkommene Erbschaft anzutreten. Schwager Helbig macht sofort von einem in seinem Gewahrsam befindlichen Betrag zur Wiederaufrichtung seines vor dem Zusammenbruch gestandenen Geschäftes Gebrauch, bezieht die Villa des mit der Leichtgläubigkeit des Wunsches Todtgeglaubten und heischt Testamentseröffnung von dem Anwalt Paul's; als solchen giebt sich nämlich der soeben angekommene Fremde aus, um die Komödie des Zufalls zu verfolgen. Er sieht Humor darin, als todt betrachtet, lebendig in der Mitte dieses Kreises zu stehen und das Gehaben der vermeintlichen lachenden Erben zu beobachten; er sieht in dem Schwager den Eigennutz des Geschäftsmannes, sieht die kalte Herzlosigkeit in dem Wesen seines Neffen, der dem seligen Paul nicht die vorgeblichen Verluste verzeihen kann, da er nunmehr als Erbe um diese Früchte der Arbeit Jenes komme. Tante Mathilde überbietet sich in äußerlichen Uebertreibungen des Trauerpompes mit der eiteln Nichtigkeit der Gefühllosigkeit. Dieser Charaktergruppe stellt Klapp den Schwager Truhn gegenüber, welcher über der Erbschaft den Erblasser doch noch im Gedächtnisse behält; sodann die Tochter Helbig's, Fanny, die mehr an ihre Herzensangelegenheit, Hanns Sendig, denkt, dessen Hand sie nicht erhält, weil er keine Reichthümer besitzt; und vor Allem Magda, die an den Tod ihres Oheims nicht glaubt und auf seine Wiederkehr hofft. Sie allein hat kein Trauerkleid angelegt. Eine kleine Nebenverwirrung bringt der Liebhaber Sendig

dadurch hervor, daß er als dem Tode entgangener Onkel Paul plötzlich in diese Familie tritt, die Hand Fanny's begehrt und die Enttäuschung Aller vorwegnimmt die Paul erst völlig in das Richtige setzt, da er sich als den wirklichen Träger dieses Namens entdeckt, Fanny mit der durch ihren Vater vorweggenommenen Baarschaft aussteuert und die standhaft erwiesene Magda zum Weibe nimmt. Sie erlangt zum guten Ende auch ihre Sehkraft wieder. — Hier geht mit manchem seichteren Lustspielwitz doch auch Charakter- und Situationskomik durch ein Stück; neben hergebrachtem gutmüthigen Zusammenfügen aller Beziehungen zu einem glücklichen Schlusse nach den Begriffen einer harmlosen Lebensauffassung zeigt sich bei Klapp doch in einigen Zügen eine strammere Ansicht des Edelsinnes, die in Magda Gestalt gewinnt, zumal in dem auch dramatisch gut verwertheten Eingang zum zweiten Act, wo sie rechtfertigt, daß sie nicht äußerlich trauert, weil ihr Inneres auf das Leben des geliebten Mannes hofft. In die Komik der Lage Paul's wird jedoch zu wenig Mannigfaltigkeit gebracht, die Handlung, oft nur allzu künstlich gefügt, ist nicht reichlich genug erweitert, um vier Aufzüge zu füllen, die denn auch fast nur wie Auftritte wirken. Man nimmt aber lieber übermäßig lange Zwischenacte und ein Ende nach zwei Stunden hin, als die verzögerte Langeweile mancher Lustspiele. Klapp hat seine Arbeit ehrlich genommen. So hat man sie denn auch durch redlich Bemühen zur trefflichsten Darstellung gebracht.

Nach nahezu zwanzigjähriger Pause kam am 29. April Lope de Vega's Lustspiel „König und Bauer" wieder zur Aufführung und wirkte in gänzlich neuer Besetzung wie ein neues Stück. So ist denn Lope, dieses fruchtbarste Talent vielleicht unter allen Dichtern, als solches von Cervantes mit Recht ein Ungeheuer der Natur genannt, auf dem Burgtheater wenigstens mit einem bezeichnenden Werke vertreten, das ihn in seiner dichterischen Kraft und Leichtigkeit glücklich vorführt. Die Heiterkeit der Geschehnisse wetteifert mit derjenigen der Charaktere. Im Mittelpunkt strahlt das sonnige Glück des Jean Gomard, des reichen Bauers, welcher sich ein König auf seiner Hufe dünkt, seine Heerden, seine Knechte, seine Kinder und die Menschen ringsum im Thale gleich wohlgemuth mit edlem Sinn betreut, der jedoch den König nie von Angesicht zu Angesicht sehen will, weil er in seinem eigenen Umkreis zufrieden ist und nicht versteht, wie man darüber hinaus ein Glück suchen könne. Darin liegt ein tieferes komisches Motiv, das Lope allerdings nur nach einer Seite ausführt, auch blos mit spielender Anmuth, aber doch so, daß die verborgenen tragischen Gewalten von unten aufklingen und sich in ein humoristisches Echo verfangen. Die Tochter verliert ihr Herz an den Grafen Armand, den Marschall des Königs, ihr Sinn strebt aus der Enge ihres Standes zum freieren Selbstgenuß der höheren Gesellschaft. Sein Sohn trachtet nach ritterlichen Thaten. Und obwohl Vater Gomard sich hundert Mal vor dem König verbarg, so führt ein Ungefähr den König zu ihm. Derselbe liest eine stolze Inschrift auf dem zukünftigen Grabmal des Bauers und sucht ihn verkleidet in seinem Hause auf, um den Kern dieses seltsamen Wesens zu ergründen. So tritt in die Welt des Bauers, darin er sich stolz-genügsam sicher fühlt, von allen Seiten die Gefahr. Er verläßt die Scholle nicht, die Außenwelt kommt zu ihm. Der König erkennt in einem Gespräche, während sie zur Nacht speisen, daß dieses Mannes Stolz auf Demuth gegründet ist; er läßt im Gefühl der eigenen Tüchtigkeit die Ordnung der Dinge gelten, in der er selbst bescheiden waltet; auch offenbart sich seine Ehrfurcht vor dem König. Wozu also die beschränkte ängstliche Schrulle, der Welt und ihrem

Lauf nicht über die Grenzen des eigenen Besitzes betrachtend zu folgen? Der König nimmt Gomard beim Wort und fordert sein Gut als Darlehen und seine Kinder zum höfischen Dienst. Gomard giebt beides hin; aber nun ist sein Glück zerstört; er war also auf seiner Scholle seines Besitzes so wenig sicher, wie der Schiffer auf dem Meere. Allein dies war eben nur eine Probe und wird zu einer Lehre. An dem Hofe des Königs erhält sein Sohn ritterliche Ehren, seine Tochter den Grafen zum Gemahl, er selbst Erkenntniß: alle nach Verdienst in Folge innerer Tüchtigkeit. — Mit dieser Lösung des Knotens hat sich der deutsche Bearbeiter, Halm, jedoch von Lope in etwas entfernt. Dieser läßt den Bauer, der aus seinem Winkel an den Hof gezogen wird, mit der Ueberschreitung der ängstlich gehüteten Grenze auch das Fundament seines Wesens verlieren. Der Wendepunkt der Handlung wird zu einem Angelpunkt des Charakters. Lope läßt seinen Bauer zur Uebermacht des Königthums übergehen und seine Kraft sich vor der jenes beugen. Halm wahrt Gomard seine ursprüngliche Grundlage und läßt die Beschränktheit gelten, die auf ihre Sicherheit bedacht ist. Auch das ist komisch, ja humoristischer, als die vom Standpunkt des Königthums seltsamere Wendung bei Lope. Wir Neueren halten uns danach lieber an Halm, dessen Bearbeitung mit scenischer Einrichtung Dr. Förster's auch am Burgtheater zur Aufführung kam. Es ist zweifellos eine liebenswürdige Ausgestaltung des Grundmotivs. Das Stück erscheint wie ein Märchen im Kleide der Wirklichkeit, mit dem Reize der heiteren Phantasie und dem sachlichen Ernste der wahren Begebenheit zugleich ausgestattet. Dieses kennzeichnet den großen künstlerischen Zug Lope's, wie er diesen Spanier verschwenderisch in der sinnlichen Kraft selbst bis in die Elemente seines Kunstgebildes zeigt, so daß er auch darin als eine ungeheure Natur erscheint. Alles in diesem Lustspiel ist möglich, innerhalb seines Umfanges wahr; und dennoch wäre das Ganze, wenn es einmal sich in Wahrheit ereignet haben sollte, nur das heitere Spiel eines dichterischen Zufalls gewesen. Einzelheiten von künstlerischem Reiz gewährt das Lustspiel am rechten Platze; man empfindet keinen Mangel und dennoch ist keine übermäßige Fülle. Alles, selbst das glückliche Eintreffen der Komik von Seiten der stehenden Spaßmacher, ist meisterlich bewältigt und zeigt jene Leichtigkeit, die das Merkmal des fruchtbaren Genies ist. Man muß im Uebrigen sagen, daß das Burgtheater sich mit der Darstellung Ehre erwirbt.

Als Spätling des Jahres kam am 11. Mai noch das dreiactige Schauspiel „Abbé Constantin" von L. Halévy, H. Cremieux und P. Decourcelle zur Aufführung. Wir dürfen Halévy als den Urheber dieses Werkes betrachten, denn er hat den Roman geschrieben, nach welchem das Stück verfertigt wurde. Wer das Schauspiel kennen lernt, ehe er das grundlegende Buch gelesen hat, wird der Ansicht sein, er habe auch auf der Bühne noch eine Erzählung vor sich; wenn man aber darauf zu dieser greift, findet man, daß sie noch dramatischer als jenes wirkt. Das hat seine guten Gründe, die darin liegen, daß der Roman, mit Knappheit gegeben, die schlichten Beweggründe der Begebenheit harmlos ausplaudert und in seiner Einfalt unmittelbar zu Herz und Auge spricht. So erscheint er thatsächlich und mit der Kraft einer Handlung, wie er zudem aus Instincten und nicht blos aus Reflexionen seine Triebfedern holt. Es ist eine Idylle, die man liest, alles in ihr ist offen und ungescheut fromm, einfach, unbefangen, wacker, brav und tüchtig; das ist eine volle Schüssel von Tugenden gegenüber der mit überwürzten Gerichten der Klügelei und abgefeimten Begehrungen besetzten Tafel der Sittenstücke. Hier

ist einmal die gute Sitte unverderbter Gemüther die Grundstimmung eines Schauspiels. Es ist beinahe ein Schäferspiel der Herzenseinfalt. Als Drama aber bleibt es darum nur Stimmungsbild, Stillleben. Es ist begreiflich, daß man ein Buch, das gefällt, oder, bei einer Erzählung ist das ja gleichbedeutend, daß man Figuren, die man liebgewonnen hat und die man mit dem Auge der Vorstellung sieht, auch leibhaftig vor sich schauen mag, als Menschen, die wirklich vor Einem leben. Dem kommt der Bühnenschriftsteller nach und bringt sie auf die Scene. Aber nun soll es auch einen Conflict geben und siehe, die idyllischen Züge müssen nun in gröberen Strichen aufgetragen werden. Ist die Handlung des Romans die, daß Johannes Reynaud, Artillerielieutenant, Miß Bettina Percival, Besitzerin einer amerikanischen Silbermine von etwa zwanzig Millionen Werth, trotzdem sie einander lieben, nicht, seinem Herzenszuge folgend, seine Liebe zu gestehen wagt, weil er Soldat und sie so ungeheuer reich ist; denn es soll nicht scheinen, als wolle er Millionen heirathen: so halten sich die Dramatiker an die Contrastfiguren: die Mutter eines herzlich liebenswürdigen Liebetaugenichts Paul v. Lavardens und diesen selbst, der durch sie zu einem Herzen- und Millionenjäger wird, aber immer noch so leichtsinnig bleibt, daß er, wenn es sich so fügt, auch wieder auf beides verzichtet, und so gutwillig ist, daß er nur berauscht einen Eifersuchtsstreit mit seinem Jugendfreunde Johannes veranlassen kann; der aber führt zu einem Duell, zu Aufregungen und demnach zu Bühnenwirkungen. Die Bühnenmänner rücken ferner einige im Roman auseinandergehaltene Scenen zusammen und lassen Bettina nach dem Ball ihrem Geliebten durch Regen und Sturm im leichten Ballkleide zum Abschiedsgruße nacheilen, was den Scheitelpunkt der Liebessteigerung, die Eröffnung der Liebe durch ein Geständniß an die mütterliche Schwester und zugleich die Höhe des Mittelactes bedeuten muß. Den Schluß bildet eine Beichte vor dem Abbé und Johannes, der vor seiner Liebe nach Algier flüchten will, aus dem Munde Bettina's, daß sie Johannes liebt; und so fordert sie ihn stracks als Ablaß von dem Pfarrer zu ihrem Gatten, weil man trotz aller Millionen doch zu lieben und geliebt zu werden ein Recht habe. — Als ob Liebe überhaupt nach Geld fragte! Es ist trotzdem eine geistreiche, in Situationen mit feiner Freiheit ausgearbeitete Schöpfung, die schon als künstlerisches Gebilde dem Schauspiel stofflich zu Grunde liegt und, manchmal etwas verzerrt dramatisirt, zumeist aber mit epischem Behagen entfaltet wird, so daß man, wenn schon kein rechtes Drama, so doch ein Gemälde vor sich hat. Geht man den Gestalten nach, so findet man sie glücklich gekennzeichnet; auch hier jedoch setzt das Bühnenwerk manchmal grellere Lichter auf, als daß sie zu der sonstigen Abtonung taugten, die der zarten Psychologie der ersten Liebe ihre echteren Züge entlehnt. Im Ganzen freilich kann man sich nicht verhehlen, daß die Einfalt mit zu viel Absicht vorgebracht und die Schlichtheit bis zur Süßlichkeit getrieben ist; und man bekommt den Eindruck, als hätte eine Gesellschaft, übersättigt vom Laster, hier einmal den Haut goût der Tugend kosten wollen. Diesem Geschmack entgegengekommen zu sein, verleiht dem Schauspiel noch keinen künstlerischen Ruhmestitel. Die Kunst kennt nämlich weder Tugend noch Laster, diese Unterscheidungen überläßt sie der Moral. Stellt man sich jedoch auf den Standpunkt solcher Beurtheilungen nach sittlichem Recht und Unrecht, so mag man auch, politischen Unterscheidungen folgend, das Schauspiel „Abbé Constantin“ durchaus conservativ nennen. — Die Darstellung war sorgfältig.

Theodor Loewe.

Materialien zur Statistik des jüdischen Stammes von Alfred Nossig, Wien bei Carl Konegen 1887.

Im vorliegenden Werke stellt der Autor die jüdische Bevölkerung aller Länder und Erdtheile nebeneinander und der nichtjüdischen Bevölkerung gegenüber und macht auf diese Weise den Versuch, eine vergleichende Statistik des jüdischen Stammes uns zu geben. Der Versuch ist ebenso dankenswerth, wie die Objectivität des Verfassers, der uns die Daten, die er vorfand, lediglich wiedergiebt. Die Arbeit bietet nichts Neues, will auch solches nicht bieten; System in die unsystematisch geführten Vorarbeiten zu bringen ist ihr Zweck. Indem sie die in den verschiedensten statistischen Lehr- und Handbüchern, in Specialwerken, in Zeitschriften zerstreuten Daten gesammelt uns vorführt, fördert sie die Bekanntschaft mit zahlreichen, interessanten Details. Nur an das bearbeitete Material hielt sich der Verfasser, das rohe Material, das in den Archiven einer Bearbeitung noch entgegenharrt, ließ er, wie er nicht anders konnte, außer Betracht. Allerdings bedingt dieser letzte Umstand auch die Mangelhaftigkeit der vorliegenden Arbeit, da sie, oft auf unsichere, unzureichende oder veraltete Daten angewiesen, auch nur ein schwankendes, den wirklichen Verhältnissen nicht ganz entsprechendes Bild giebt und die Vergleichung der Juden der verschiedenen Länder untereinander und mit den nichtjüdischen Stämmen nicht durchführbar oder unstatthaft erscheinen läßt. — Der jüdische Stamm! Giebt es überhaupt noch einen solchen? Der Verfasser zeigt uns schon im Titel seines Werkes, daß er die Frage bejaht. Wir werden diesem Standpunkte uns anschließen können, möchten aber der Auffassung des Autors gegenüber doch einige Einschränkungen für richtig halten. Wer als Stammesangehöriger betrachtet werden soll, muß das Bewußtsein der Stammesangehörigkeit haben. Wer dieses Bewußtsein verliert, wird, wenn auch die um ihn Wohnenden seine Stammesabkunft vergessen und ihn den ihrigen zuzuzählen begonnen haben, diesen assimilirt sein. Eine vollständige Assimilirung der Juden ist allerdings bis jetzt noch in keinem Lande eingetreten, sie dürfte aber in Frankreich und Italien, wie in Dänemark allmählich zur Thatsache werden. „Sie (die Juden Italiens) verbinden ein thätiges Interesse an dem Fortschritte, an dem Wohl und Wehe der Gesammtjudenschaft mit dem aufrichtigen Bestreben, in dem italienischen Volke aufzugehen" (Seite 70). Auch die Juden Südamerikas werden wohl auf die Dauer dem jüdischen Stamme nicht erhalten bleiben. „Nach den Berichten von Reisenden ist die Lebensweise der Juden in Südamerika von jener der übrigen Bevölkerung durchaus nicht verschieden" (Seite 111). Ist nun so nach der einen Seite hin ein allmähliges Abfallen von bisher noch nachweisbar jüdischen Elementen bevorstehend, so lassen sich nach der anderen Seite hin die angeblich jüdischen Stämme Arabiens, die sich, ihre eigenen Stammesfürsten an der Spitze, vom Kriegshandwerk erhalten, die schwarzen ostindischen Juden, die sogenannten Falascha's Egyptens, ebenfalls schwarzer Hautfarbe, und andere dem jüdischen „Stamme" überhaupt nicht zuzählen. — Der Autor konnte seinem Standpunkte nicht überall treu bleiben. Consequent hätte er in jedem einzelnen in Berücksichtigung gezogenen Lande, dessen Juden als Stamm der nichtjüdischen Bevölkerung, ebenfalls stammlich getheilt, entgegensetzen müssen. Die einfache Relation zwischen „jüdischer" und „christlicher" Bevölkerung hätte nur in rein nationalen Staaten, wie Frankreich, Italien, Dänemark und anderen Berechtigung, da in diesen die fremdnationalen Elemente, von den Juden abgesehen, nur einen minimalen Bruchtheil der Einwohnerschaft bilden. Und gerade für diese Staaten ist die Statistik der Juden von geringerer Bedeutung.

Wenn aber in Oesterreich-Ungarn, das uns hier zunächst interessirt, die Statistik die jüdische der christlichen Bevölkerung gegenüberstellt, die letztere in den Daten, die der Autor uns vorführt, zum Ueberflusse hie und da noch nach Confessionen geschieden wird, so ist dies gewiß nicht geeignet, ein richtiges Bild der Situation, die wir erkennen wollen, zu schaffen. Denn, wenn wir auch zugeben werden, daß das religiöse Moment auch auf die Denkungsweise, die Criminalität und andere Lebenserscheinungen hervorragend einwirkt, so ist diese Einwirkung doch gewiß keine so nivellirende, daß sie in Oesterreich-Ungarn alle Unterschiede zwischen den nichtjüdischen Stämmen aufgehoben hätte. Es wird gewiß Niemand behaupten wollen, daß die intellectuellen, wie die physischen Kräfte aller christlichen Stämme, die Oesterreich-Ungarn in sich schließt, die gleichen seien, daß alle die gleichen sexuellen, die gleichen Mortalitäts-, die gleichen Lebensverhältnisse zeigen. Wenn uns daher, um einige Beispiele anzuführen, der Autor aus Körösi: „Die Sterblichkeit der Stadt Budapest in den Jahren 1876 bis 1881 und deren Ursachen" ein Citat folgenden Inhaltes bringt: „In den Jahren 1880 starben von den Katholiken 2·27, von den Lutheranern 2, von den Calvinern 1·84, von den Juden 1·18 Procent der Bevölkerung (über 5 Jahre)" und daran die Folgerung schließt, daß die letztgenannten daher der geringsten Sterblichkeit sich erfreuen, so müssen wir unsererseits, ob nun der Schluß wahr oder falsch sei, aufrichtig erklären, daß wir von dessen Wahrheit von unserem obigen Gesichtspunkte aus nicht überzeugt sind. Wenn der Autor mit Schimmer findet, daß als Quotient der auf eine abgeschlossene Ehe entfallenden Kinder bei den Juden 10·1, bei den Nichtjuden 4·5 Kinder auf eine Ehe entfallen, so möchten wir dieser Folgerung die schon vorgebrachten Bedenken entgegensetzen. Es wäre denn doch für uns von Interesse, zu wissen, ob keiner der österreichischen Stämme die gleiche Fortpflanzungskraft wie die Juden besitzt. Aufmerksamkeit verdient die Hervorhebung der Thatsache, die der Verfasser mit Schimmer constatirt, daß in Oesterreich bei den Juden eine größere Fertilität der Race herrscht, die Kindersterblichkeit und die Sterblichkeit überhaupt aber im Ganzen eine stärkere ist, als unter den Bekennern anderer Religionen. — Der Verfasser theilt den Stoff seiner Arbeit nach mehreren Gesichtspunkten und berücksichtigt nach Ländern und Erdtheilen geschieden: I. Die Bevölkerungsstatistik; II. Die ökonomische Lage; III. Das gesellschaftliche und politische Leben; IV. Das ethische und geistige Leben; V. Das Verhältniß der Juden untereinander, zum Staate und zur nichtjüdischen Bevölkerung. Ueberall kämpft der Verfasser mit dem mangelhaften Material. Genaueres erfahren wir über die Juden in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland. Wenn jedoch zur Illustrirung der ökonomischen Verhältnisse der Juden in Deutschland blos die Verhältnisse der Städte Breslau und Berlin vorgeführt werden, so können wir daraus gewiß keine bindenden Schlüsse ziehen. Wie es aber mit der ökonomischen Lage der Juden in Oesterreich-Ungarn stehe, mögen einige Stellen, im Wortlaute wiedergegeben, zeigen. In Galizien mit 680.000 Juden „ist die ökonomische Lage derselben unbeschreiblich elend und durchaus nicht auf dem Wege der Besserung. In einer kleinen Stube wohnen oft einige Familien mit einer großen Kinderzahl und ernähren sich kümmerlich von Brod und Zwiebel. Der Stadtbewohner ist den Seinigen und den Wohlthätigkeitsanstalten näher; der Dorfbewohner hingegen ist bei einem mühevollen, elenden Leben, umgeben von einer ihm übelwollenden, weil oft von ihm exploitirten Bevölkerung oft dem Verhungern nahe". Und in der Bukowina (mit fast 68.000 Juden) und Galizien „lebt die

überwiegende Masse (sc. der Juden) in engen und dumpfen Ghettos, wo von Lüftung und Reinlichkeit keine Rede sein kann. Insbesondere in den Städtchen und Flecken sieht man als Folge des unbeschreiblichen Elends den gesundheitswidrigsten Wohnungsstand auftreten. Eher Baraken als Wohnhäuser, morsch und seit Generationen mit miasmatischen Niederschlägen behaftet, bergen diese elenden Behausungen oft in einer Stube mehrere Familien oder drei Generationen einer und derselben Familie". — Die einer Besprechung gezogenen Grenzen gestatten uns kein weiteres Eingehen in den Inhalt des vorliegenden Werkes. Jeder wird dasselbe gewiß mit Interesse lesen und zum Nachdenken angeregt von demselben scheiden. Er wird erkennen, daß einerseits mannigfaches Unrecht dem jüdischen Stamme gethan wird, und einsehen, daß, wenn andererseits den Juden Vorwürfe zu machen sind, sich in dem kurzen Zeitraume kaum eines halben Jahrhunderts freier Entwickelung die Spuren der Schmach und der Demüthigung vieler Jahrhunderte nicht verwischen lassen. Er wird aber auch finden, daß die Entwickelung des Staates — mag diese auch eine langsame und vorübergehend sogar eine retrograde sein — sich nicht aufhalten läßt und daß diese Entwickelung die Ausgleichung der Gegensätze mit sich bringt. G.

Serbisch-kroatische Dichtungen. Ausgewählt und im Versmaße der Originale in's Deutsche übertragen von Svetozar Manojlović. Dritte, bedeutend vermehrte Ausgabe. Wien 1888. Commissionsverlag von J. Bretzner & Comp. (Moritz Birker).

Goethe erzählt in seinem Aufsatz über serbische Lieder Folgendes: „Es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte, dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen, im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten vielmehr, daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig vergleiche und dadurch den roheren Zustand ihrer Nation spöttisch kundzugeben gedenke." Seitdem Goethe diese Zeilen im Jahre 1824 schrieb, haben sich die Dinge gewaltig verändert. Durch seine unendlich tiefe Betrachtung der Schönheiten der serbischen Volksdichtung, der er selbst ein mächtiger Dolmetsch gewesen, wurde das Verständniß derselben in Deutschland angebahnt und verbreitet. Durch Karadschitsch kamen die ersten hundert serbischen Volkslieder in Wien zugleich mit einer serbischen Grammatik an den Tag, worauf Grimm „mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen" diese Sprache ergriff und „bedeutende Uebersetzungen, die im Sinn und Silbenmaß jenes Nationale wiedergegeben", lieferte. Professor Vater schloß sich an und Fräulein v. Jakob (Talvj) brachte eine reiche Sammlung von Volksliedern in kräftiger Uebersetzung vor. L. A. Frankl gab unter dem Titel „Gusle" weitere Proben, Kapper setzte fort, und nun war die serbische Volksliteratur in Deutschland heimisch. Seitdem sind die Serben nicht mehr von der Scheu der „guten, einfachen Menschen" an der Scheide des vorigen Jahrhunderts; sie wagen wie andere Völkerschaften, deren Literatur man auswärts entdeckt hat, deren Cultur aber nicht entdeckt werden konnte, sondern erst von dorther zu schaffen war, den Anspruch, mit den größten Literaturen der bedeutendsten Culturvölker, ja geradezu der Deutschen und Engländer den Wettbewerb, der so kühn nicht selten, wenngleich vorerst nur in Behauptungen aus

dem Munde von Parlamentsrednern, eingegangen wird. Dies soll die neidlose Anerkennung der künstlerischen Thaten irgend eines Volkes von Seiten der Deutschen nicht beirren. Wir danken es Herrn Svetozar Monojlovic, daß er in seinem rasch in dritter Auflage erschienenen Bändchen auch moderne serbische Dichter übersetzte. Zum Theil an volksthümliche Motive sich anschließend, zum Theil zur allgemeinen Darstellungskunst europäischer Kunstdichter übergehend, stehen sie als eine kleine Gruppe von Dichtern da, unter deren Leistungen Einiges zum Mittelgute zeitgenössischer Schöpfungen hinanstrebt.

Die ursprünglichste Natur scheint unter den Gekennzeichneten Radicevic zu sein, der 1853 zu Wien, 29 Jahre alt, als Hörer der Medicin gestorben ist.

Lebe wohl, o Leben, süßes Träumen,
Morgenröthe, liebliches Erglühen!
Lebe wohl, o Welt, mein Himmelsgarten

ruft er in einem Abschiedsgesange aus, darin es am Schlusse heißt:

O, ihr Lieder, meine armen Waisen,
Kinder meiner jugendlichen Freuden!
Wollt' den Regenbogen ich vom Himmel ziehen,
Um in dessen Farben euch zu kleiden,
Mit den Sternen wollte ich euch schmücken
Und erleuchten mit den Sonnenstrahlen.
Doch entschwunden ist der Regenbogen,
Und die Sterne sind in's All gefallen;
Auch die Sonne ist von meinem Himmel
Abgestürzt, erlöschend wie ein Krater —
Alles schwand, was ich euch vorbereitet
Und in Lumpen bleibt ihr nach dem Vater.

Jovanovic ist nicht ohne Kraft, aber von einer volksmäßig derberen Laune; das Gedicht „Lim Elim“ sagt uns am meisten zu. Ein Schwank „Der Karpfen“ ist wohl nicht recht bedeutend und vielleicht einer Anekdote nachgebildet, die mehr heimischen als allgemeinen Anwerth besitzen dürfte.

Jovic, Subbotic, Popovic, Zivkovic finden manchen innigen Ton und der Fürst Nikolaus von Montenegro erhebt seine wenigstens vernehmbare Stimme. Von den Volksliedern ist Einiges tief und gehaltvoll; keusch und echt nicht Weniges. Als Probe stellen wir Folgendes her:

Die Sterne und die Erde.

Sacht die Sterne in dem Reigen
Auf dem Himmelsplan verkehren,
Sachte wandeln sie und schweigen,
Um die Erde nicht zu stören.
Muß sie sich doch müde fühlen
Von den schweren Menschentritten,
Von den Händen, die da wühlen
Und um Nahrung ewig bitten.

Oder folgende Zeilen aus einem Liebesgedicht:

Ach, wie so prächtig bist Du, mein Liebchen,
Ach, und wie süß Dein rosiges Mündchen
— — — — — — — — — — —
Und Deine dunkeln Augen, sie glühen!
Flammen der Liebe ihnen entsprühen!
Was ich nicht kannte, lernt' ich erst kennen:
Auch dunkle Sterne leuchten und brennen!

Die Heldengesänge von Milosch Obilitsch sind prächtige Stücke der Volksepopöe. Die Uebersetzung ist im Ganzen recht wohl gelungen. Einige sprachliche Schwächen: bratet statt brät, helfe statt hilf, errathest statt eräthst, oder ohne deinem Athem, muß man freilich übersehen. Manches hingegen liest sich frei wie ein Original. Der Hinweis auf die Melodien, die im Album von E. S. Kuhac in Agram veröffentlicht wurden, ist ganz willkommen. —r.

Ueber die Einwanderung österreichischer und ungarischer Staatsbürger nach den Vereinigten Staaten von Amerika giebt der für das Jahr 1887 jüngst erschienene Bericht des österreichisch-ungarischen Generalconsuls Theodor Havemeyer in New-York bemerkenswerthe Aufschlüsse. Dieselben sind geeignet, die seitens der österreichischen und ungarischen Regierung neuerdings der Auswanderung gegenüber in Anwendung gebrachten strengeren Maßnahmen nicht allein zu rechtfertigen, sondern bezeugen auch die dringende Nothwendigkeit strengster Maßregeln gegenüber jenen Agenten, welche durch glänzende Vorspiegelungen, häufig unterstützt durch den Abschluß scheinbar günstiger Contracte, tüchtige Arbeitskräfte dem heimathlichen Boden entloken. — Im Jahre 1887 befanden sich unter den Einwanderern nach den Vereinigten Staaten 39.053 aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Besonders schlimm erging es unter denselben jenen Ungarn, welche unter Contract für einen bestimmten Betrag pro Kopf für die Kohlenregionen Pennsylvaniens importirt worden waren. „Alsbald nach ihrer Abladung vom Schiffe," heißt es in dem Berichte des Generalconsuls, „wurden sie wie die Thiere in Bahnwaggons eingepfercht und.nach den Mienen-Regionen transportirt. Mitunter blieb Einer oder der Andere unterwegs auf irgend einer Bahnstation zurück, der dann ohne jedwede Geldmittel und der Sprache völlig unkundig einfach seinem Schicksale überlassen wurde. Wenn die größeren Trupps an ihren Bestimmungsorten anlangten, wußten sie nicht aus noch ein, und es war ein besonderer Glücksumstand, wenn ein Landsmann vorher dort angelangt war, unter dessen Führung sie ein Obdach fanden. Die ungarischen Namen waren den Einheimischen nicht geläufig und so wurde den Fremdlingen entweder ein amerikanischer Name, oder gar nur eine Nummer gegeben, unter der man sie in den Büchern der Kohlen-Compagnien eintrug. Die Lebensweise der Leute war eine schauerliche. Von 20 bis 50 Ungarn hausten in einem Zimmer oder einer Bretterbude zusammen, die zuvor kaum für die kleine Familie eines einheimischen Minenarbeiters ausreichend war. Beide Geschlechter campirten, aßen und schliefen in solch' engen, schlecht ventilirten und elenden Hütten bei einander. Die Ungarn arbeiteten schwer, brachten es aber dabei zu nichts, weil sie im Kohlengraben nicht bewandert waren und man sie zu der gröbsten und schlechtesten Arbeit verwendete. Durch ihre Unerfahrenheit ereigneten sich zahlreiche Unglücke in den Minen und fanden Viele dabei einen schrecklichen

Tod. So lange die großen Kohlengräber-Strikes andauerten, waren die Fremdlinge den Compagnien willkommen und wurden anstatt der Ausständigen zur Arbeit herangezogen, wenngleich zu niedrigeren Löhnen. Dies gab begreiflicherweise zu Massenverfolgungen der Ungarn seitens der Einheimischen den Anlaß und waren die Armen factisch ihres Lebens nicht sicher. Ja es ging so weit, daß die Bretterhütten der Ungarn bei tiefer Nacht umzingelt und in Brand gesteckt wurden. Diejenigen, denen es gelang, mit dem nackten Leben zu entrinnen, mußten sich in die Wälder flüchten, wo sie dem Hungertode ausgesetzt blieben. Mehr als Einer kam aber in den Trümmern um, oder wurde in das Feuer zurückgetrieben, um elendig zu verbrennen. Als die Ausstände regulirt und zu Ende geführt waren, wurden die einheimischen Striker wieder installirt und den Fremdlingen der Laufpaß gegeben. Ohne Arbeit, von Mitteln gänzlich entblößt, continuirlicher Hetze ausgesetzt, — was blieb da den Ungarn übrig, als den Platz zu räumen und nach allen Richtungen hin sich zu zerstreuen? — Aber nicht allein den frisch Eingewanderten, auch den schon seit längerer Zeit Ansässigen ergeht es in jüngster Zeit theilweise recht traurig. So wird z. B. über die zahlreichen böhmischen Cigarrenarbeiter in New-York berichtet, daß dieselben ehemals ein verhältnißmäßig bequemes Auskommen fanden, daß aber neuerdings die zahlreiche Heranziehung solcher Einwanderer, sowie auch die Concurrenz der einheimischen Arbeiter zu so fühlbaren Lohnreductionen geführt haben, daß heute ein tüchtiger, fleißiger Cigarrenmacher nur mit Mühe und Anstrengung einen knappen Lebensunterhalt und ein dürftiges Auskommen findet. Im Allgemeinen äußert sich der Bericht über den böhmischen Arbeiter dahin, daß die Frugalität desselben es ihm allein ermögliche, unter den dürftigsten Verhältnissen sein Leben zu fristen. — Das Charakteristische dieser angeführten Thatsachen ist aber, wie schon angedeutet, daß dieselben nicht vereinzelt stehen, sondern daß die Verhältnisse der Taglöhner und der Fabriksarbeiter sich im Allgemeinen ungünstiger gestalten, wodurch die Situation besonders der neu Eingewanderten eine immer schwierigere wird. Dies gilt auch von Handwerkern und in noch höherem Grade von den gebildeten Einwanderern, den Kaufleuten, Studenten, Lehrern, Officieren u. a. Letztere finden absolut keine Verwendung und die Handwerker aller Branchen haben Arbeiterassociationen zum gegenseitigen Schutz gebildet, um Beschäftigung und Löhne zu behaupten, wodurch es dem Fremdling kaum mehr möglich ist, irgend welche Arbeit zu erlangen. „Seine Berufsgenossen, weit entfernt, ihm zu helfen, legen ihm alle erdenklichen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg." In Folge dieser Verhältnisse steht heute in Amerika die Frage der Einschränkung der Einwanderung auf der Tagesordnung. Einwanderern, die mit keinen oder nur geringen Mitteln hier eintreffen, oder ihre Ernährungs- und Erwerbsfähigkeit nicht nachzuweisen vermögen, wird die Landung überhaupt gar nicht mehr gestattet, sondern sie werden ganz einfach als „Paupers" und als erwerbslos auf demselben Schiffe sogleich wieder nach Europa zurückexpedirt. Im Congreß ist eine Reihe von Gesetzvorlagen behufs Beschränkung der Einwanderung eingebracht worden, „um der öffentlichen Stimmung Rechnung zu tragen, die sich dahin kundgiebt, daß die bestehenden Gesetze nicht wirksam genug sind". Nach dieser Sachlage ist die Beschränkung der Auswanderung aus unseren Ländern zum mindesten ebenso berechtigt, wie die Beschränkung der Einwanderung seitens der Vereinigten Staaten von Amerika.

M.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.